
PQ
1509
B8



STUDIEN

ZU DEM

ROMAN DE RENART UND DEM REINHART FUCHS.

II. HEFT.

DER

REINHART FUCHS

UND SEINE

FRANZÖSISCHE QUELLE

VON

DR. HERMANN BÜTTNER.

STRASSBURG.
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER.
1891.

STUDIEN

ZU DEM

ROMAN DE RENART UND DEM REINHART FUCHS.

II. HEFT.

DER

REINHART FUCHS

UND SEINE

FRANZÖSISCHE QUELLE

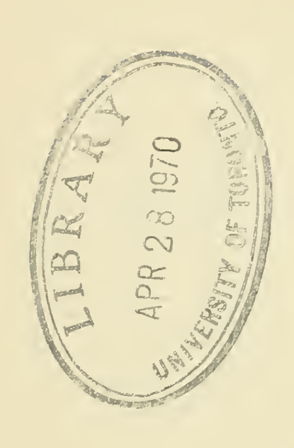
VON

DR. HERMANN BÜTTNER.

STRASSBURG

VERLAG VON KARL J. TRÜBNER.

1891.



G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

MEINEM HOCHVEREHRTEN LEHRER

HERRN

PROFESSOR Dr. ERNST MARTIN

IN DANKBARKEIT

ZUGEEIGNET.

INHALT.

EINLEITUNG.

Durch das Erscheinen von Ernst Martins Observations sur le Roman de Renart (1887) ist die Frage nach dem Verhältnis des altfranzösischen Roman de Renart und des althochdeutschen Reinhart Fuchs zu einander und nach der Stellung dieser beiden Werke in der Entwickelung der Tierdichtung in ein neues Stadium getreten. Bis dahin herrschte in dieser Frage eine allgemein anerkannte Ansicht, dahin gehend, dass der Reinhart Fuchs Heinrichs des Glichesaere mit seiner kurzen, schlichten und schmucklosen Erzählungsweise eine frühere Entwickelungsstufe der Renartdichtung darstelle, als die viel ausgedehnteren und kunstvolleren Branchen der französischen Sammlung; dass also das deutsche Gedicht, dessen französischer Ursprung unzweifelhaft ist, die Übertragung einer verlorenen französischen Dichtung sei, in welcher die gleiche Kürze und Einfachheit der Darstellung geherrscht habe, wie sie für den Reinhart Fuchs charakteristisch ist. Diese Ansicht gründet sich auf die allgemeine Beobachtung, dass die Einfachheit und Kunstlosigkeit der Darstellung ein Kennzeichen der Altertümlichkeit einer Dichtung ist. Alle, welche sich mit der genannten Frage beschäftigt haben, äussern sich in diesem Sinne oder gehen wenigstens von diesem Gedanken aus. Die wichtigsten Namen sind: Jacob Grimm (vgl. besonders Reinhart Fuchs 1834 SS. CXVI, CXX f., CXXXIX, CXL; Sendschreiben an Karl Lachmann über Reinhart Fuchs 1840 S. 6), Fauriel (Histoire littéraire de la France vol. XXII 1851 SS. 904 ff.).

Rothe (Les Romans du Renard 1845 SS. 61. 63. 109. 268 f.), Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung. 5. Aufl. I, SS. 222 und 225 f.), Wackernagel (Kleinere Schriften II, SS. 227 und 295 f.), Jonckbloet (Etude sur le Roman de Renart 1863 S. 73). Von den neuesten Besprechungen des Gegenstandes nenne ich noch Reissenberger, Reinhart Fuchs 1886 (SS. 24 f.).

Neben jener die Art der Darstellung betreffenden allgemeinen Beobachtung berufen sich nur Grimm und Jonckbloet zur Stütze ihrer Ansicht auch auf einige Einzelheiten. Grimm erklärt speciell die Fassung des Abenteuers vom Schwur auf des Rüden Zahn im Reinhart Fuchs, wo „der König noch nicht auftritt, und die Begebenheit mit Hersant erst durch Reinharts Verfolgung nach dem vereitelten Eid eingeleitet wird" (Reinhart Fuchs S. CXXVI), für altertümlicher als im Roman de Renart; ebenso das Abenteuer von der Krankheit und Heilung des Löwen, in welchem im Reinhart Fuchs „Diepreht nicht entrinnt, und auch Pinte und der Eber in das Verhängnis gezogen werden" (SS. CXXXII f.). Jonckbloet führt an, dass in den französischen Branchen vielfach auf Quellen Bezug genommen wird, welche als li livres, l'estoire und ähnlich bezeichnet werden (SS. 57 ff.; ebenso auch Gervinus S. 225); ferner, dass im Roman de Renart die Geschichte von dem Singen des Hahnes in drei verschiedenen Versionen erzählt wird, die eine gemeinsame Quelle voraussetzen, aus welcher auch der Glichesaere seine Erzählungen geschöpft habe (SS. 62 ff.).

Dieser Ansicht von der grösseren Altertümlichkeit des Reinhart Fuchs trat nun Martin in der erwähnten Schrift (SS. 104 ff.) zuerst entgegen. Er betont, dass, wenn das Hauptargument der Früheren in den Worten Jonckbloets ausgesprochen ist: „le peu d'étendue, la sobriété, la sécheresse de la rédaction est toujours un signe indubitable de l'originalité et de l'ancienneté dans les compositions poétiques", ein so allgemeiner Satz doch auch Ausnahmen erleiden kann, und die Verschiedenheit in der Darstellung unserer beiden Dichtungen doch auch die Möglichkeit zulässt, dass der Reinhart Fuchs ein Auszug aus dem uns bekannten Roman

de Renart ist. Martin zeigt sodann unter Anführung einer Reihe von einzelnen Stellen, dass sich in der That die Darstellung des Reinhart Fuchs durch überhastete Raschheit und daraus entstehende Unklarheit an vielen Punkten als aus derjenigen des Roman de Renart abgekürzt und entstellt erweist; und daraus, dass sich der Glichesaere auch noch durch zahlreiche (SS. 107 ff. besprochene) Zusätze als einen selbständigen Überarbeiter seiner Vorlage zu erkennen giebt, zieht er dann mit Recht den Schluss: „Un poète qui a mêlé au sujet de la tradition tant d'éléments nouveaux, n'aura pas hésité à changer tout ce qui n'entrait pas dans ses vues“ (S. 110).

Nachdem so Martin der vorzugsweise auf allgemeine Beobachtungen gegründeten älteren Ansicht auf Grund bestimmter einzelner Thatsachen eine neue gegenübergestellt, kann es nicht zweifelhaft sein, dass eine Entscheidung der Frage nur vermittelst einer ins einzelne gehenden Vergleichung aller Teile des Reinhart Fuchs mit dem Roman de Renart gegeben werden kann. Diese Vergleichung soll im folgenden versucht und damit ein Beitrag zur Lösung der Frage gegeben werden. Das Resultat wird eine Bestätigung der Auffassung Martins sein, dahin gehend, dass die Verschiedenheiten, welche in Bezug auf Inhalt und Darstellung zwischen der französischen und deutschen Dichtung bestehen, nicht als Grundlage für die Ansicht dienen können, dass uns im Reinhart Fuchs eine ursprünglichere Gestalt der Tierdichtung erhalten sei, als im Roman de Renart.

Unsere Untersuchung wird aus zwei Teilen bestehen, von denen der erste zeigen soll, dass der Dichter des Reinhart Fuchs überhaupt Änderungen an seiner Vorlage vorgenommen hat, der zweite, dass alle Verschiedenheiten zwischen den beiden Dichtungen als Änderungen des Glichesaere aufgefasst werden können. In dem ersten Teil werden wir den von Martin schon eingeschlagenen Weg weitergehen und durch eine Gegenüberstellung entsprechender Stellen des Reinhart Fuchs und des Roman de Renart darthun, dass der Text des deutschen Gedichtes zahlreiche Mängel und Fehler an sich trägt, welche ihn als eine Umarbeitung,

genauer als eine Kürzung des uns bekannten französischen Textes kenntlich machen. In dem zweiten grösseren Teil werden wir sodann die Erklärung sämtlicher Verschiedenheiten der beiden Dichtungen versuchen, indem wir zeigen, mit welchen Absichten der deutsche Dichter an seinen Stoff herantrat, und wie alle Umgestaltungen desselben der Verwirklichung dieser seiner Absichten dienen. Reissenberger sagt auf Seite 24 der erwähnten Ausgabe des Reinhart Fuchs: „Wohl mag einiges von den Verschiedenheiten der poetischen Gestaltung der Dichter, zumal im Roman de Renart, zuzuschreiben sein, aber weit häufiger, und zwar bei wesentlicheren Zügen, wird man aus der Verschiedenheit der Motive auch auf die Verschiedenheit der Vorlagen schliessen müssen, da man in diesen Fällen nicht einsehen könnte, warum der eine Dichter das Motiv oder die Motive des anderen geändert haben sollte, wenn sie ihm vorgelegen hätten". Diesem „warum" soll der zweite Teil unserer Untersuchung gewidmet sein.

Abkürzungen.

RF. = Reinhart Fuchs.
RR. = Roman de Renart.
Glich. = Glîchezâre, Glîchesaere.
R. = Renart, Reinhart.
I. = Isengrin.
Hers. = Hersent, Hersant.
Obs. = Observations sur le Roman de Renart, par Ernest Martin.

Der Roman de Renart wird citiert nach der Ausgabe von Martin, Strassburg 1882—1887; der Reinhart Fuchs nach der Ausgabe von Reissenberger, Halle 1886.

ERSTER TEIL.

Mängel und Fehler in dem Texte des Reinhart Fuchs, entstanden durch Kürzung des uns bekannten französischen Textes.

Man hat, wie erwähnt, die Hauptstütze der Ansicht von der altertümlicheren Gestalt des RF. in der kurzen, gedrängten, von Thatsache zu Thatsache fortschreitenden und durch keinerlei Schilderungen gehemmten Darstellung desselben gesehen, der man die ausgedehntere, weitschweifigere und gern verweilende Erzählungsweise des RR. als eine spätere Entwickelungsstufe gegenüberstellte. Nun ist es zwar unzweifelhaft, dass der RR. ebensogut wie die anderen epischen Dichtungen des französischen Mittelalters im Laufe der Zeit vielfache Erweiterungen erfahren hat. Davon reden deutlich genug die in grosser Zahl vorhandenen Handschriften, welche, je jünger sie sind, um so zahlreichere und ausgedehntere Interpolationen enthalten. Allein bei einer eingehenden Prüfung unserer beiden Dichtungen in Bezug auf ihre Darstellung im einzelnen erkennen wir, dass es nicht möglich ist, in dieser Beziehung die französische als eine Fortentwickelung der deutschen zu betrachten, dass vielmehr umgekehrt der französische Text an vielen Punkten die notwendige Voraussetzung für den deutschen bildet. Die Darstellung des RF. weist nämlich sachliche Ungenauigkeiten, Unklarheiten, Verkehrtheiten, Widersprüche auf, die, im RR. nicht vorhanden, sich nur dadurch erklären, dass der deutsche Text aus dem französischen hervorgegangen und entstellt ist. Ich führe die wichtigsten dieser Stellen

im folgenden auf, indem ich in den Überschriften stets zuerst die Verse des RF. und dann die entsprechenden des RR. angebe. Es werden dabei, weil sich dieselben hier am passendsten anschliessen, auch einige Fälle zur Sprache kommen, in denen es sich nicht um Kürzung, sondern um Erweiterung handelt.

1. CHANTECLER.

VV. 59—88 = II 81—275.

Im RR. nimmt die Erzählung folgenden Verlauf: Chantecler fragt stolz die fliehenden Hühner nach der Ursache ihrer Furcht; als Pinte antwortet, dass irgend ein wildes Tier im Hofe sein müsse, beruhigt er sie und zieht sich wieder zurück. Darauf wird er selbst durch einen Traum geängstigt und erzählt ihn Pinte, die ihm nun ihrerseits spottend ebenso entgegnet, wie er ihr zuvor gethan; indessen legt sie ihm den Traum aus, erregt aber dadurch von neuem den Widerspruch Chanteclers, dem diese Deutung nicht behagt, und der ihre Warnung in den Wind schlägt. — Der Gang dieser Erzählung ist verständlich, insbesondere ist der Wechsel in der Gemütsstimmung Chanteclers und in Chanteclers und Pintens Benehmen gegen einander durchaus motiviert. Ganz anders erzählt der RF.: Schantecler verweist den fliehenden Hühnern ihre Furcht und heisst sie zurückkehren; gleichzeitig aber teilt er ihnen seinen Traum mit und klagt ihnen seine Befürchtungen; dann erst kommt Pinte zum Wort, erzählt, was sie gesehen und giebt ihrer Angst Ausdruck; darüber wird sie aber von Schantecler von neuem heftig getadelt. — Ist es nun in dieser Darstellung schon ein Mangel, dass Schantecler den Hühnern ihre Furcht verweist und die Ursache derselben kennt, ohne doch zuvor danach gefragt zu haben, so lassen sich die ermutigenden Worte des Hahnes mit seiner eigenen Verzagtheit durchaus nicht vereinigen; die VV. 62—64:

„irn durft vor keinem tiere
niemer ûf erwarten
in disem beziunten garten“

und 65—74:

„doch bitet got, vil lieben wîp,
daz er mir beschirme mînen lîp.
mir ist getroumet swâre,
daz sag ich iu ze wâre,
wie ich in einem rôten belliz solde sîn.
daz houbetloch was beinîn.
ich fürhte, daz sîn arbeit.
dem heiligen engel sî ez geseit
der erscheine mirz ze guote
mir ist swaere ze muote“

stehen in einem unlösbaren Widerspruch mit einander. Und mit diesen letzteren Versen ist wiederum ebenso unvereinbar die Entgegnung Schanteclers auf die Worte der in seine Befürchtungen einstimmenden Pinte, VV. 83—88:

„sam mir mîn lîp,
mê verzaget ein wîp,
danne tuon viere man.
dicke wir vernomen hân,
daz sich erscheinet, daz ist wâr,
manec troum über siben jâr“.

Dass aus dieser jeder Wahrscheinlichkeit entbehrenden Erzählung nicht die vortreffliche Darstellung des RR. gewonnen werden konnte, ist klar; das Verhältnis ist das umgekehrte, und das Verfahren des Glich. ist unschwer zu erkennen. Um den Fortgang der Erzählung zu beschleunigen, entfernt der Dichter Chanteclers Schlaf und Traum und betrachtet beides als der dargestellten Handlung vorausliegend (vgl. V. 55); dabei vergisst er jedoch, dass die Gemütsstimmung des Hahnes vor und nach dem Traum eine andere ist: erst stolze Zuversicht, dann bange Verzagtheit, — und so haben wir denn beides in derselben Rede unvermittelt neben einander. Er übersieht sodann weiter, dass die erneute trotzige Leichtfertigkeit Chanteclers gegenüber den Befürchtungen der Pinte im RR. durch die demselben unbequeme Auslegung des Traumes motiviert ist, und verwickelt sich so, indem er an Stelle der Traumdeutung Pinte nachträglich berichten lässt, was sie gesehen, in den zweiten Widerspruch.

VV. 139—144 = II 369—428.

Die Worte, welche Schantecler im RF. zu R. spricht (142—44):

„war gâhet ir sus harte?
wes lât ir iuch disen gebûr beschelten?
mugt irz im niht vergelten?“

setzen notwendig die Angabe voraus, dass R. von dem Bauern verfolgt und angerufen wird: sie findet sich im RR. in den VV. 402—17, fehlt aber im RF.

Vgl. Obs. S. 107 und Reissenberger S. 25.

2. MEISE.

VV. 178—188 = II 474—489.

Im RF. schliesst R. an den Wunsch, die Meise zu küssen, unmittelbar den Vorwurf an (181—85):

„wân, sammir got der rîche,
dû gebâres ze vremdeclîche.
gevatere, dû solt pflegen triuwen;
nû müeze ez got riuwen,
daz ich ir an dir niht vinde“

und beteuert, indem er sich auf die Treue, die er seinem Patenkinde schulde, beruft, dass er ihr hold sei „ân argen list“ (V. 188). Dieser Vorwurf ist durchaus unbegründet, solange die Meise sich noch nicht geweigert hat, auf Reinharts Wunsch einzugehen, und durch die voreilige Beteuerung seiner Redlichkeit kann die Meise nur auf seine wahre Gesinnung aufmerksam werden.

Der Fehler findet seine Erklärung durch den RR.; hier sind das Verlangen des Fuchses, von der Meise geküsst zu werden, und die Versicherung seiner aufrichtigen Freundschaft voneinander getrennt durch die Zweifel der Meise an seiner Ehrlichkeit (II 476—84). Indem der Glich. dieses Zwischenglied beseitigt, erscheint die nunmehr mit der ersten verknüpfte zweite Rede Reinharts unmotiviert.

Es ist unmöglich, sich umgekehrt die Fassung des RR. aus der des RF. hervorgegangen zu denken.

3. TIECELIN.

VV. 248—252 = II 942—951.

Wie dem Raben der Käse entfällt, wird im RF. nur in den zwei Momenten dargestellt:

dô vergaz er ûf dem rîse
des kaeses (248. 49)

und

der kaese viel im für den munt (252);

zwischen beiden fehlt die notwendige Angabe, dass der von dem Raben losgelassene Käse vom Baume niederfällt. Der RR. spricht dies aus in VV. 943. 44:

. . li pies destres li desserre
Et li formages ciet a terre.

Die Stellung des V. 252 nach 250. 51:

250 dône wânde Reinhart niet,
251 ern solde imbîzen sâ ze stunt:
252 der kaese viel im für den munt

ist ausserdem fehlerhaft: sie beruht offenbar auf II 949-951:

Car encor, s'il puet avenir,
Voldra il Tiecelin tenir.
951 Li formaches li gist devant,

wo indessen V. 951 nur wiederholt, was schon in den VV. 944. 45 gesagt ist, nämlich dass der Käse grade vor Renarts Füsse fiel.

VV. 250—284 = II 946—992.

Den vor ihm liegenden Käse berührt R. zunächst nicht, denn

encor, s'il puet avenir,
Voldra il Tiecelin tenir (II 949. 50).

Es gelingt ihm, den Raben vom Baume herabzulocken, aber dieser weicht dem Treulosen noch rechtzeitig aus:

Prendre le cuida, si failli (V. 990).

Jedoch reisst ihm R. wenigstens vier seiner Federn aus. So erzählt der RR., verständlich und durchaus folgerichtig. Der RF. dagegen lässt uns nur erraten, dass es sich um eine neue List handelt, wenn R. den Käse nicht frisst: es

fehlt, was die VV. II 949. 50 ausdrücken, und wofür die VV. 253—55 des RF.:

nû hoeret, wie Reinhart,
der ungetriuwe hôvart,
warp umb sînes neven tôt

keinen genügenden Ersatz bieten.

Ebenso wenig ist nachher gesagt, dass R. sein Ziel nicht erreichte; es heisst nur VV. 282. 83:

vier er im dâ ûz brach
der vedern, daz er im entran mit nôt,

als ob er gar nichts anderes beabsichtigt hätte: es fehlt wiederum der Inhalt von II 990 und nach V. 284 eine Andeutung darüber, dass R., nachdem ihm Diezelin entgangen, sich mit dem Käse begnügen muss (vgl. RR. II 1015:

Soef en a le dol vengie).

4. TIBERT.

VV. 313—348 = II 719—768.

Renart sinnt nach der Erzählung des RR. darauf, wie er Tibert einen Streich spielen kann. Er erblickt eine Falle, und um den Kater hineingeraten zu lassen, heisst er ihn unter dem Vorwand, dass er gerne einen Beweis seiner Schnelligkeit haben möchte, den Pfad entlang laufen, auf dem sich die Falle befindet (VV. 720—40). Hinter dieser Darstellung steht die des Glich. an Klarheit sehr zurück. R. rühmt hier unmittelbar nach der Begrüssung die Schnelligkeit der Katze und fordert sie zum Laufen auf, VV. 313—20:

Diu katze Diepreht im wider gienc,
Reinhart sie alumbe vienc.
er sprach „willekome, neve, tûsent stunt,
daz ich dich hân gesehen gesunt,
des bin ich vrô und gemeit,
mir ist von dir snelheit vil geseit.
daz soltu mich lâzen sehen.
ist es wâr, so wil ich es jehen“.

Warum R. die Schnelligkeit der Katze sehen möchte, darüber erfahren wir nichts, die List ist in keiner Weise angedeutet: erst nachträglich (V. 325) wird gesagt:

Reinhart untriuwen pflac.

Die Darstellung des RR. ist ursprünglicher, und wir vermögen die Genesis der deutschen zu durchschauen. Nachdem der in dem französischen Gedicht der Haupthandlung vorausgehende Hader Renarts mit Tibert gestrichen, und an die Stelle desselben die in den VV. 315—17 enthaltene freundschaftliche Begrüssung gesetzt ist, schliesst sich daran unmittelbar das Lob der Schnelligkeit der Katze natürlich an. Dadurch wird zusammengerückt, was im RR. durch die VV. 719—32 getrennt ist, und der Inhalt dieser Verse erst nachträglich hinzugefügt: und zwar mit der eben hierdurch bedingten Änderung, dass R. nicht die Falle erst erblickt, während er darauf sinnt, seinen Genossen zu schädigen, sondern, was viel weniger angemessen ist, von derselben Kenntnis hat (vgl. V. 326).

Nicht minder mangelhaft ist die Darstellung der VV. 336—40 des RF. Abgesehen davon, dass nach V. 335 die Unzufriedenheit Renarts über den Misserfolg seiner List mit keinem Worte angedeutet ist (vgl. dagegen II 752 und besonders 764—66), bleiben wir auch hier zunächst wieder vollständig darüber im unklaren, was es bedeuten soll, wenn erzählt wird:

an dem widerkêre
sprach zuo im Reinhart
„nie kein tier sneller wart,
danne dû, trûtneve, bist.
ich wil dich lêren einen list . . . .“

Wir erfahren nicht, dass es sich um einen erneuten Versuch Reinharts handelt, Diepreht in die Falle zu locken, und die nachträgliche Bemerkung:

Si wolden beide einander betriegen (V. 348)

vermag diese Lücke nicht auszufüllen. Das französische Gedicht hat an der entsprechenden Stelle der etwas abweichenden Erzählung die Verse:

Porpense soi que il dira
Et comment il le decevra. (II 767. 68).

5. SCHINKEN UND WEIN.

VV. 489—501 = V 129—144.

Als R. zu I. zurückkehrt, sieht er, dass er von diesem um seinen Anteil an dem durch seine List erbeuteten Schinken betrogen ist: das ist der Inhalt der VV. 489—98 des RF. und V 129—32 des RR. Darüber ist der Fuchs natürlich heftig erzürnt: er verlässt nach der Erzählung des RR. Isengrin, um Pilger zu werden: er rächt sich an ihm, indem er ihn in den Klosterkeller führt und den Betrunkenen von Mönchen zerschlagen lässt, wie der Glich. erzählt. Aber während uns das französische Gedicht diesen Zusammenhang deutlich sehen lässt, indem es uns in den VV. 133—40 den Grimm des Fuchses schildert, bietet uns der RF. nur die Aneinanderreihung der kahlen Thatsachen, ohne uns über deren Beziehung zu einander aufzuklären. Nachdem Hersant erklärt hat, dass von dem Schinken nichts übrig geblieben, heisst es ohne jede Vermittelung (499—501):

„mich dürstet sêre“, sprach Îsengrîn.
„wellet ir trinken wîn?“
sprach Reinhart, „des gibich iu vil“.

Dass R. über I. erzürnt ist, müssen wir daraus erraten, dass er sich an ihm rächt; und dass die nachfolgende Erzählung diese Rache enthält, ist nur in sehr ungenügender Weise durch die Verse 488:

dô wester niht den nâchklanc

und 505:

Reinhart huop sich durch liste

angedeutet.

6. WALLFAHRT.

VV. 551—562 = VIII 158—179.

Nach der Erzählung des RF. können wir uns nicht vorstellen, wodurch und auf welche Weise R. auf den Gedanken kommt, eine Wallfahrt zu unternehmen. Nachdem das vorhergehende Abenteuer mit den Worten:

Dô schiet Reinhart und Îsengrîn (V. 551)

abgeschlossen ist, tritt alsbald Baldewin auf, und R. verspricht ihm ein besseres Leben, wenn er sich ihm anschliessen wolle:

vil schiere bequam Baldewîn,
der esel, Reinharte.
er was geladen harte.
sîn meister hiez in vorgân,
Reinhart bat in stille stân.
er sprach „sage mir, Baldewîn,
durch waz wildu ein müedinc sîn?
wie mahtu vor leiste iemer genesen?
woldestu mit mir wesen,
ich erlieze dich dirre nôt
und gaebe dir genuoc brôt“.

Es ist nur die Annahme möglich, dass in R. in dem Augenblick, wo er den Esel erblickt, der Gedanke einer gemeinsamen Pilgerfahrt auftaucht: aber das müsste gesagt sein. — Im RR. dient eine lange Einleitung dazu, auf die Pilgerschaft vorzubereiten (VIII 1 – ca. 174); der Glich. entfernte diese Einleitung und unterliess es, für die darin gegebene Veranlassung einen Ersatz zu bieten.

Vgl. Obs. S. 107.

7. AALE.

VV. 652–657 = III 215–229.

Der RR. berichtet, wie I. nach vielem Hin- und Herüberlegen sich entschliesst, seinen Gevatter um Einlass und Anteil an seinem Mahle zu bitten (VV. 199–214); er thut es, und R. giebt ihm nach einigem Zögern Antwort:

216 „Sire compere, ouvrez moi l'uis!
217 Je vous aport belles nouvelles
— — — — — — — — — — “

226 Et Renars commenca a rire,
Si demanda „qui estes vous?“
Et il respont „ce somes nous“.
„Qui vous?“ „Ce est vostre comperes“.

Im RF. fehlt dies alles, und der rasche Gang der Er-

zählung hat Unklarheit zur Folge. Dass R. mit einer List umgeht, können wir zwar aus V. 654:

Reinhart, der wunder kunde, . .

entnehmen; aber woher weiss er, dass es I. ist, der an die Thüre klopft? Und wie plump ist die Frage (V. 655):

„wan gât ir niht dannen stân?“

und was sich daran anschliesst:

„dâ sol tâlanc nieman ûz gân,
daz wizzet wol, noch her în.
war tuostu, müedinc, den sin dîn?“
— — — — — — — — — — —

VV. 663—665 = III 235—241.

Es ist in der Darstellung des RF. ein Verstoss gegen die Wahrscheinlichkeit, wenn sich I. in keiner Weise darüber wundert, dass R. Mönch ist und andere Mönche in seiner Wohnung beherbergt, und statt dessen eine Frage thut, die erst in zweiter Linie kommen sollte:

„gevatere“, sprach her Îsengrîn,
„wildu hie gemünchet sîn
iemer unz an dînen tôt?“

Richtig giebt der RR. Isengrins Erstaunen wieder, wenn er ihn ausrufen lässt:

„Comment dont? . . . sont ce moine?“ (V. 235)

und

„Nomini dame,
Avez me vous dit verite?“ (240. 41).

VV. 666—678 = III 243—279.

Während im RR. der Fuchs dadurch, dass er schlau das Gespräch auf das Essen lenkt und doch fortwährend zurückhält, die Begehrlichkeit Isengrins immer mehr steigert und ihm so zuletzt (V. 275) die Bitte entlockt:

„Car m'en donnez viaus un troncon!“

bietet er ihm im RF. ohne weitere Umschweife zwei Stücke Aal an, als Beweis seiner treuen Gesinnung gegen ihn (674—78):

„mîn leben werde vürbaz niht gespart,
ob ich dir ie getaete einen wanc.

woldestu mirs wizzen danc,
zwei âles stücke gaebich dir,
diu sint hiute über worden mir".

Nicht nur dass diese Wendung im Vergleich mit der feinen Zuspitzung im RR. sehr plump erscheint: die Zuvorkommenheit, welche R. in den angeführten Versen gegen I. zeigt, ist auch seinem barschen Benehmen im vorhergehenden (VV. 655—62) gegenüber nicht genügend dadurch motiviert, dass I. ihm Vergebung gewährt (VV. 670—72). Ausserdem ist auf diese Weise Isengrin jeder Anteil an der Führung der Handlung genommen.

VV. 689-691 = III 324—332.

Wenn sich I. im RF. mit Reinharts Vorschlag, die „Bruderschaft" zu empfangen und „Meister über die Braten" zu werden, mit den Worten „daz lobich" (V. 689) einverstanden erklärt, und es dann weiter heisst (690. 91):

„nû stôz", sprach er, „dîn houpt herîn".
des was Îsengrîn bereit,

so ist diese Darstellung lückenhaft: eine Erklärung Reinharts gegenüber I., zu welchem Zweck er den Kopf hereinstecken solle, ist unentbehrlich; vgl. III 324. 25:

„Ha car vous fetes rooignier
Et vostre barbe rere et tondre".

Wie I. dazu kommt, auch ohne diese Erklärung sofort zu thun, was R. verlangt, bleibt unklar. Sollte es ihn der Dichter in der Voraussetzung thun lassen, dass er auf diese Weise in das Haus gelangen werde, so würde immerhin nicht zu verkennen sein, dass die französische Darstellung dieser Wendung zu Grunde läge.

8. FISCHFANG.

VV. 761—771 = III 409—432.

Nach vergeblichen Versuchen, den Eimer emporzuziehen, und nachdem R. ihm mit der Bemerkung, dass sie nun genug Fische gefangen hätten, zum Aufbruch ermahnt, erklärt I. im RR. (III 428. 29):

„Renart, . . . trop en i a.
Tant en ai pris, ne sai que dire“.

Nur diesen Verlauf können wir erwarten. Trotzdem berichtet der Glich. anders: R. selbst klagt, als es Tag wird, dass sie zu viel Fische gefangen (761—68):

als ez dô begunde tagen,
Reinhart sprach „ich wil iu sagen,
ich vürhte daz wir unser rîcheit
vil sêre engelten, mir ist leit,
daz sô vil vische dinne ist.
ichn weiz iezuo deheinen list.
irn muget sie, waen ich, erwegen.
versuocht, ob irs muget herûz gelegen“.

Dann erst überzeugt sich I., dass er wirklich den Eimer nicht heben kann, und R. entfernt sich unter dem Vorwande, die Brüder zur Hilfe herbeirufen zu wollen. Dadurch sind die Rollen, die beiden naturgemäss zukommen, verschoben. Wenn R. selbst ausspricht, dass I. den Eimer kaum werde heben können, zumal ohne vorher zum Schein den Inhalt desselben untersucht zu haben und sich durch den reichen Fang überrascht zu stellen, so verrät er sich dadurch selbst Isengrin gegenüber, indem er eingesteht, dass er ihn, obwohl er den Ausgang vorausgesehen, nicht gewarnt hat.

9. BRUNNEN.

VV. 827—833 = IV 1—148.

Das Brunnenabenteuer ist im RR. durch eine der mehrfach wiederkehrenden Hühnerjagden eingeleitet. Nachdem sich der Fuchs an der Beute gesättigt, so heisst es, empfindet er heftigen Durst und geht zu dem Brunnen, der in der Mitte des Hofes gelegen ist. Wenn wir nun auch im RF. als Eingang die Verse lesen (827—30):

zuo einer zelle in sîn wec truoc,
dâ wester inne hüenre gnuoc.
keinen nutz er des gevienc,
einiu guotiu mûre drumbe gienc,

so ist dies offenbar ein Überrest der längeren Einleitung

des französischen Gedichtes. Es schien dem deutschen Dichter erforderlich, um R. zu dem Brunnen zu führen, ihn auf den Hühnerfang gehen zu lassen; da aber eine länger ausgeführte Einleitung seinem Plane widerstrebt (s. unten, SS. 35 ff., 39), so bezeichnet er kurzweg den Hühnerfang als erfolglos, vergisst aber dabei, dass er damit gerade dasjenige Moment beseitigt, welches im RR. das eigentliche Bindeglied zwischen Einleitung und Haupterzählung bildet, nämlich den durch das Verspeisen der Hühner erweckten Durst Renarts. Dass die französische Version die ursprünglichere ist, kann danach keinem Zweifel unterliegen.

VV. 869–871 = IV 209–211.

Indem R. in den Brunnen schaut, erblickt er darin nur seinen eigenen Schatten; wenn nachher I. dasselbe thut, muss er ausser seinem Schatten auch R. sehen. Demzufolge sagt denn auch das französische Gedicht:

Cuida que fust dame Hersens
Qui herbergiee fust leens
Et que Renars fust avec li.

Der Dichter des RF. dagegen lässt I. nur seinen Schatten sehen, was minder natürlich ist (vgl. SS. 56 f.).

VV. 884–926 = IV 232–276.

Den Inhalt dieser Verse bildet der erste Teil des Gesprächs zwischen I. und R. am Brunnen. Dasselbe ist im RR. folgerichtig durchgeführt und nimmt diesen Verlauf: R. ruft aus der Tiefe des Brunnens herauf; auf Isengrins Frage, wer der Rufende sei, giebt er sich als den „feu Renart“ zu erkennen und bittet den Wolf, nachdem er dessen Frage, wie lange er tot sei, beantwortet, um Verzeihung für das Unrecht, das er ihm im Leben gethan. I. gewährt sie und bedauert Renarts Tod, worauf dieser entgegnet, dass er durchaus nicht zu bedauern sei, da er im Paradiese alles, was er begehre, in Fülle habe.

Dist Renars „et j'en sui joians“.
„Joians en es?“ „Voire, par foi“.
„Biau compere, di moi pourquoi“.

„Que li miens corps gist en la biere
Chiez Hermeline en la tesniere,
Et m'ame est en paradis mise,
Devant les piez Jhesu assise:
Comperes, j'ai quanque je veil.
Je n'oi onques cure d'orgueil.
Se tu es ou regne terrestre,
Je sui en paradis celestre.
Ceens sont les gaaigneries,
Les bois, les plains, les praieries:
Ceens a riche pecunaille,
Ceens puez veoir mainte aumaille
Et mainte ocille et mainte chievre,
Ceens puez tu veoir maint lievre
Et bues et vaches et moutons,
Espreviers, ostors et faucons". (258—76).

Der Zusammenhang dieses Gespräches ist nun im RF. dadurch zerrissen, dass hier I. mit der ihm kurz vorher von R. gebrannten Platte auftritt und infolgedessen noch Hersant, die er ebenso geschoren erblickt, mit in die Unterhaltung hineinzieht, während im RR. von ihr nach V. 228 gar nicht mehr die Rede ist. Die Platte Isengrins spielt in der ganzen Scene, nicht nur in diesem Gespräch, eine Rolle, und dass dieser Zug der Darstellung nicht von Anfang an eigen ist, davon wird später die Rede sein (vgl. SS. 57 f.). Hier aber dürfte der geeignete Ort sein, die Nichtursprünglichkeit desselben an der Komposition des fraglichen Gesprächs zu erweisen. Es zeigt sich nämlich, dass die angeführte, die VV. 258—76 umfassende Rede Renarts in der deutschen Dichtung zerspalten ist und zwischen beide Teile die auf Hers. bezüglichen Fragen Isengrins und zwar mit geringer Kunst eingefügt sind. Auf des Wolfes bedauernde Worte:

. . . „mir ist leit dîn tôt" (V. 895)

entgegnet auch hier R., dass er es im Paradiese viel besser habe, als auf der Erde (896—900):

„ich vröuwe mich, dû lebes mit nôt
in der werlde allertegelich.
ze paradîs hân aber ich
michels mêre wünne,
dan man erdenken künne".

Ehe er aber dazu kommt, dies weiter auszuführen, fragt I., ohne irgendwie auf Reinharts Worte Rücksicht zu nehmen:

„wie ist ver Hersant her în komen?" (V. 903)

und:

„wie ist ir daz houbet verbrant sô?" (V. 908)

und R. beantwortet beide Fragen. Danach, wie wenn der Dichter sich bewusst wäre, dass das Gespräch eine falsche Richtung genommen, und dass R. auf diese Weise nicht zu seinem Ziele kommen werde, heisst es (V. 915):

Reinhart wolde dâ ûze sîn,

und um ihm hierzu zu verhelfen und das Gespräch wieder auf den rechten Weg zu bringen, setzt der Dichter ein Moment, das der RR. später bringt, in veränderter Gestalt hierher. IV 337—40 sagt nämlich R. in sehr feiner Weise:

„Ysengrin, vois tu ces merveilles,
Que devant moi ardent chandeilles?
Jhesu te fera vrai pardon
Et moult gente remission".

Daraus schöpft der deutsche Dichter die VV. 916—22:

diu ougen sach im Îsengrîn.
„sagâ, gevater, waz schînet dâ?"
Reinhart antwurtim sâ:
„ez ist edel gesteine,
die karfunkel reine
die schînent hie tac unde naht,
dâ ûze dû ir niht gesehen maht"

und stellt dieselben unvermittelt neben das Vorausgegangene. Hiermit glaubt er nun wieder den Übergang zu der Beschreibung der Paradiesesfreuden gewonnen zu haben, die er vorhin hatte unterbrechen lassen; aber die Verknüpfung ist doch sehr äusserlich, wenn es weiter heisst (VV. 923—26):

„hie sint ouch rinder unde swîn
und manec feistez zickelîn,
âne huote ez allez hie gât,
hie ist vil maneger slahte rât".

So schliesst sich also V. 923 dem Inhalt nach unmittelbar an V. 900 an; was dazwischen liegt, stört den Verlauf des Gesprächs, und nur die von dem RR. dargebotene Fassung kann die richtige und ursprüngliche sein.

Es ist aus dem Anfang des Gesprächs noch eine Einzelheit hervorzuheben. Wenn R. in dem französischen Gedichte die Aufmerksamkeit Isengrins zuerst mit den Worten erregt (233. 34):

„Qui est ce, diex, qui m'aparole ?
Ja tiens ge ca dedenz m'escole“,

so ist dieser Anfang äusserst fein und voll Humor: wie wenn er durch das Klagen des Wolfes in seiner „Schule“ gestört würde, erhebt er vorwurfsvoll seine Stimme gegen ihn. Wenn er aber im RF., nachdem er schon dem Wolf auseinandergesetzt, dass sein Leib tot, seine Seele aber lebendig und im Himmelreich sei, hinzufügt (893. 94):

„dirre schuole ich hie pflegen sol,
ich kan diu kint lêren wol“,

so hat diese Bemerkung hier gar keinen Sinn und kann nur auf Missverständnis der französischen Stelle beruhen.

VV. 936—945 = IV 341—347.

Im RF. fehlt zwischen den VV. 940:

in den eimber gienc er sitzen

und 944:

sînem gevatern er dô bequam

als notwendiges Zwischenglied die Bemerkung, dass I. als der schwerere hinabsank, was im RR. die VV. 344. 45 ausdrücken:

Ysengrins fu li plus pesans,
Si s'en avale contreval.

Der V. 943 des RF.:

Îsengrîn, der den schaden nam, . .

füllt die Lücke nicht aus.

VV. 961—965 = IV 383—395.

Auch hier überspringt die Darstellung des RF. ein Moment. Von dem Wasser holenden Mönch heisst es VV. 961—63:

er treip die kurben vaste
und zôch an dem laste
mê, dan er ie getaete dâ.

Um aber zu begründen, was er den beiden nächsten Versen zufolge thut:

über den burnen gienc er sâ
und versuochte, waz ez möhte sîn,

müsste gesagt sein: er zog viel stärker als sonst und vermochte doch den Eimer nicht emporzuheben, oder es müssten seine vergeblichen Bemühungen geschildert sein, wie im RR. diejenigen des Esels, IV 385. 86 und 390—92:

Et l'arne fu si adolez
Que il ne pot n'avant n'arriere,
Ne por force que l'en le fiere.

VV. 1006—1023 = IV 435—441.

Abgesehen davon, dass der ganze letzte Teil der deutschen Erzählung von V. 1007 an sich durch seinen Inhalt als einen Zusatz des Glich. zu erkennen giebt (vgl. hierüber S. 58), zeigt auch der Widerspruch, in dem sich die Verse 1006 und 1023 mit einander befinden, dass der RR. in der Fassung des Schlusses ursprünglicher ist als der RF. Wenn es V. 1006 heisst:

sie liezen ligen in für tôt,

so ist diese Bemerkung offenbar aus den Worten des Abtes entnommen, die in IV 437—41 enthalten sind:

„Assez a sa pel despecie
Et sofferte mortel hachie:
Il ne fera mais point de guerre,
Apesiee en est la terre".

Wenn dann aber einige Verse weiter noch ein Zusatz gemacht wird, der diesem Abschluss widerstrebt, so verrät sich derselbe dadurch als nicht ursprünglich. Das gilt von den VV. 1021—23:

haete Îsengrîn den zagel niht verlorn,
noch die blaten geschorn,
in haete erhenget daz gotes her —

denn die Platte bemerkt der Prior erst nach dem angeführten V. 1006, nämlich in V. 1007.

10. SCHWUR.

VV. 1121—1129 = V^a 970—1029.

Es handelt sich um den von Isengrin mit Hilfe des Rüden gegen Renart geplanten Streich. Im RR. werden weitläufig die Veranstaltungen des Wolfes geschildert; der RF. dagegen belehrt uns erst nachträglich, nachdem alles, ohne dass wir begreifen zu welchem Zwecke, ins Werk gesetzt ist, dass wir es mit einer List zu thun haben:

dô was nâch überkündigôt
Reinhart, der vil liste pflac (1128. 29).

Dass aber die List darauf hinausläuft, dass der Hund den Fuchs, sobald er sich zum Schwure anschickt, ergreifen soll, wird überhaupt nicht gesagt, wir müssen es erraten. Vgl. dagegen insbesondere V^a 1015—18:

„Se tant s'aproche de mon groing
Que le puisse tenir au poing,
Bien porra dire ainz qu'il m'estorde,
Ains mes ne vit seint qui si morde".

VV. 1130—1136 = V^a 1137—1140.

Nicht R., sondern der Dachs ist es, welcher im RF. den Betrug entdeckt. Wenn nun auch die Worte, die er daraufhin an R. richtet (1131—36):

„Reinhart vernim mir,
gewaerlîche sag ich dir:
dûne darft mirz niht verwîzen,
Reitze wil dich erbîzen.
komet dîn fuoz für sînen munt,
dûne wirdest niemer mê gesunt"

hinreichen, um diesen aufzuklären, so entbehrt doch für uns der V. 1130:

Krimel sach, wâ Reitze lac

der Klarheit, weil nicht gesagt wird, was Krimel an dem Hunde sieht. Dem gegenüber sagt der RR. von R. (1137—40):

Bien apercut qu'il iert guetiez
Et que Roenel est haitiez,
Au flanc qu'il debat et demeine
Et au reprendre de s'aleine.

VV. 1137—1141 = V^a 1118—1130.

Im RF. wird R. gar nicht davon unterrichtet, dass er auf des Rüden Zahn schwören soll; gerade dieser wichtigste Punkt fehlt in der Ansprache, die der Luchs an ihn richtet, und welche nur aus diesen Worten besteht:

„nû nim war,
wie dû ze unserm angesihte
Îsengrîne getuos ein gerihte,
daz dû niht wurbes umb sîn wîp“.

Richtig macht dies im RR. der Hirsch zum Hauptpunkt seiner Rede:

„Vos jurerez desor la dent
Seint Roenau le rechingnie“
— — — — — — — — — (1126. 27).

11. BRUN.

VV. 1529—1538 = I 491—501.

Nachdem Brun sich bei R. als Abgesandten des Königs angemeldet hat:

„sô kom für und entrede dich:
man hât nâch dir gesendet mich“ (1531. 32),

fährt der RF. alsbald so fort (VV. 1533—38):

Reinhart sprach „her kapelân,
nû sulwir enbîzen gân,
sô vare wir ze hove deste baz
1536 (Reinhartes triuwe wâren laz).
einen boum weiz ich wol,
der ist guotes honeges vol“.

Diese Darstellung leidet an zwei Mängeln. Einmal besteht keinerlei Zusammenhang zwischen den Worten Isengrins und Reinharts Entgegnung; es fehlt eine angemessene Antwort auf die ersteren, wie sie der RR. in den VV. 499 ff. bietet:

„Brun“, fet Renart, „baus doz amis,
En molt grant peine vos a mis
Qui ca vos a fet avaler“.
— — — — — — — — — — — —

Weiterhin vermissen wir eine Andeutung darüber, dass die Entgegnung Reinharts eine List bedeutet: der V. 1536 genügt nicht, um das auszudrücken, was das französische Gedicht mit den Worten sagt:

Or se conmence a porpenser
Con se porra vers lui tenser (I 497. 98).

12. TIBERT.

VV. 1689—1700 = I 813—856.

Die Erzählung des RF. ist ebenso lückenhaft wie kurz. Die VV. 1689—98 berichten von dem Haus des Pfaffen und dass dieser, um den Fuchs zu fangen, eine Falle angebracht habe:

Reinharte dâ gelâget was,
sîn neve dâ mit nôt genas.

Danach heisst es kurzweg weiter (1699. 1700):

Dieprehte was in den stric gâch,
nû was er gevangen nâch.

Es ist klar, dass hier zweierlei fehlt. Erstens an Stelle der Erklärung, die R. in dem französischen Gedicht Tibert über die Scheune und die darin hausenden Mäuse giebt (I 819—25), die Bemerkung, dass das vor ihnen liegende Haus dasjenige sei, von dem R. vorher (1683—86) gesprochen: zweitens die Hinweisung auf das Loch als den Eingang der Scheune und die Aufforderung an Diepreht hineinzuspringen:

„Voiz ci par la ou l'en i entre.
Passe outre, saoule ton ventre!“ (I 831. 32).

Nur kurz sei erwähnt, dass im RF. nach den angeführten Versen von R. gar nicht mehr die Rede ist, so dass wir im unklaren darüber bleiben, ob er der nachfolgenden Scene beiwohnt oder wie im RR. die Flucht ergreift:

Mes li lecheres n'i demore,
Ainz s'enfoï sans plus atendre
Des que Tybert vit au laz prendre. (I 892—94).

13. GRIMBERT.

VV. 1801—1811 = I 975—1011.

In beiden Gedichten wird der Dachs mit schweren Drohungen zu R. gesandt; die Botschaft des Dachses und mehr noch das königliche Schreiben setzen R. dem französischen Gedichte zufolge in heftigen Schrecken (VV. 990—94. 1005—9). Dies fehlt im RF.: R. entgegnet auf die Botschaft Krimels nichts weiter als (1810. 11):

„darumbe lâz ich es niet.
ez enwirt mir niemer mê verwizzen".

Nun hat er freilich, wie die Fortsetzung zeigt, hier keine Ursache, sich allzusehr zu ängstigen, weil er des Erfolges seiner List gewiss ist; aber darum bleibt doch die Lücke bestehen, weil wir erst aus der nachfolgenden Erzählung den Grund für Reinharts Gelassenheit entnehmen müssen. Und das ist uns um so mehr erschwert, als wir uns mit Mühe einer ganz unscheinbaren Bemerkung des Dichters bei Gelegenheit der Ameisengeschichte erinnern müssen, um Reinharts Vorhaben überhaupt zu begreifen, nämlich der VV. 1302. 3:

dô gesach ez Reinhart.
der was verborgen dâbî,

welche erklären, wie der Fuchs von des Königs Krankheit Kunde haben kann. Noch empfindlicher aber ist die Lücke vom Standpunkt des Dachses aus betrachtet, der die Veranstaltungen Reinharts mitansehen muss, ohne von ihm irgendwelche Aufklärung darüber zu erhalten.

Es mögen nun noch einige Stellen von geringerer Beweiskraft folgen. Dieselben sind derart, dass sie nur rein formelle Mängel zeigen, unter denen die sachliche Richtigkeit der Darstellung nicht leidet; sie geben sich aber gleichwohl, mit den entsprechenden französischen Versen verglichen, als minder ursprünglich zu erkennen.

V. 47.

der zûn dûhtin ze dicke und ze hôch

bringt schlecht zum Ausdruck, wie der Zaun dem Fuchs zu einem unerwarteten Hindernis für sein Vorhaben wird.

Dagegen II 54—57:

Mais la force des espinars
Li destourne si son affaire
Que il n'en puet a bon chief traire,
Ne pour mucier ne pour saillir.

VV. 54—56.

Pinte sîn gewar wart,
Schanteclêr bî der want slief.
ver Pinte schrê „her“ unde rief . . .

durch die Kürze verworren; die Verse entsprechen den Versen II 78—84 des RR.:

Mais les gelines en coloient,
Qui l'ont choisi a sa cheoite.
Chascune de fuïr s'esploite.
  Mesire Chantecler li cos
En une sente les le bos
Entre deus piex souz la raiere
S'estoit traiz en une poudriere.

VV. 99—105.

  Schanteclêr ûf den dorn vlouc,
Reinhart in herabe trouc,
Pinte schiere vliehende wart.
under den dorn lief Reinhart,
Schanteclêr im ze hôhe saz,
Reinhart begunde üeben baz
sîne liste, die er hât.

Sehr mangelhafte Darstellung, infolge des Strebens nach allzu gedrängter Kürze; jeder Vers, mit Ausnahme des letzten, wird durch einen selbständigen Satz mit immer verändertem Subjekt gebildet. In RR. entsprechen II 276—302.

VV. 231—238.

er sprach „bist dû daz Diezelîn?
nû vrewet sich der neve dîn,

daz ich dich bî mir hân gesehen.
mir enmöhte lieber niht geschehen
an deheiner slahte dinge.
ich hôrte gerne dîn singen,
ob ez waere dînes vater wîse,
der klafte wol ze prîse".

R. spricht seine Freude darüber aus, den Raben zu sehen und wünscht ihn nach seines Vaters Weise singen zu hören: die Nennung des Vaters ist bei dieser Wendung ohne besondere Bedeutung und ist offenbar aus dem Französischen herübergenommen, wo R. zuerst den Vater lobt und dann erst auf den Sohn übergeht, II 918—927:

„Por les seins deu, que voi ge la?
Estes vos ce, sire conpere?
Bien ait hui l'ame vostre pere
Dant Rohart qui si sot chanter!
Meinte fois l'en oï vanter
Qu'il en avoit le pris en France.
Vos meïsme en vostre enfance
Vos en solieez molt pener.
Saves vos mes point orguener?
Chantes moi une rotruenge!"

VV. 311. 312.

der jeger hetzte balde,
Reinhart gienc ze walde

ist Auszugstil; vgl. II 644—64, 824—33.

VV. 326—330.

er wîste in, dâ ein valle lac,
(ez was ein boesiu neveschaft).
„nû wil ich sehen dîne kraft."
ez was ein engez phedelîn,
er sprach „nû louf, trûtneve mîn!"

In diese Verse sind die VV. II 724—40 sehr unbeholfen zusammengedrängt.

V. 375.

der gebûr sluoc, daz diu valle brach

drückt nicht deutlich genug aus, dass der Bauer den Fuchs verfehlt; dagegen II 811—15:

Et li vileinz qui vint apres,
Leva sa hace, s'ala pres.
A poi Renars n'est estestez.
Mais li cous est jus avalez
Sor le braion qu'il a fendu.

VV. 694–697.

bruoder Reinhart in begôz
mit heizem wazzer, daz ist wâr,
daz fuort im abe hût und hâr.
Îsengrîn sprach „diz tuot wê mir“.

Dass I. in dieser Lage nur sagen soll: „diz tuot wê mir“, ist wenig glaubhaft: viel wahrscheinlicher ist, dass er seinem Schmerz den kräftigen Ausdruck verleiht, den uns der RR. in III 344—349 schildert.

VV. 856–860.

Reinhart wânte sîn leben,
weiz got, dâ versprochen hân.
her Îsengrîn begunde dar gân
âne zagel ûz dem walde,
zuo der zelle huop er sich balde.

Die Art, wie hier auf Isengrin übergegangen wird, ist sehr kunstlos: man vgl. damit IV 184—87:

Seigneurs, il avint en cel tens,
En celle nuit et en celle heure,
Que Ysengrins . . . .

VV. 957—959.

daz paradîse dûht in swaere,
vil gerne er dannen waere.
die münche muosten wazzer hân . . .

ebenso kunstloser Übergang von I. auf die Mönche; dagegen IV 369—74:

Seigneurs, or oiez des renduz
— — — — — — — — — —

VV. 1457–1461.

disiu rede gefuor alsô.
Schanteclêr quam dô

und ver Pinte zwâre,
si truogen ûf einer bâre
ir tohter tôt, ...

Die Ankunft der Totenbahre wird als nackte Thatsache hingestellt; dass hiermit etwas Unerwartetes eintritt, das der ganzen Verhandlung einen neuen Anstoss giebt, gelangt nicht zum Ausdruck. Ganz anders I 273 ff.

Das Ergebnis der vorstehenden Vergleichung des RF. und RR. ist dieses: dass sich in dem Texte der ersteren Dichtung zahlreiche Stellen finden, welche die entsprechenden Stellen der letzteren in der uns überlieferten Gestalt zur Voraussetzung haben. Der Glich. hat also seine Vorlage umgestaltet, insbesondere gekürzt und zusammengezogen, vielfach in sehr starkem Masse. Unmittelbar nachweisen können wir diese Thätigkeit des Dichters, wo sie eine Vernachlässigung der Klarheit und Folgerichtigkeit nach sich zieht; sie entgeht uns zunächst, wo sie nicht die Ursache solcher Mängel wird. Aber wir können schon jetzt den Schluss ziehen, — oder wir werden vielmehr durch die Einheitlichkeit der Quellenbehandlung und des Stils, die wir einem von einem einzigen Dichter herrührenden Gedichte von vornherein zusprechen müssen, gezwungen, es zu thun — dass diese kürzende Thätigkeit des Glich. gleichmässig durch alle Teile seiner Dichtung wirksam war, dass also aus der grösseren Kürze in der Darstellung des RF. unter keinen Umständen auf grössere Originalität geschlossen werden darf.

Inwiefern nun der Stil des Glich. in der That einen ganz bestimmten und durchgängig festgehaltenen Charakter zeigt und als solcher seinen letzten Grund in der Absicht hat, die der Dichter mit dem RF. verfolgt, wird der letzte Abschnitt darzuthun haben.

ZWEITER TEIL.

Die Abweichungen des Reinhart Fuchs von dem Roman de Renart und ihre Erklärung.

Im vorhergehenden haben wir die wichtigsten derjenigen Mängel und Fehler des RF. zusammengestellt, die ihrer Natur zufolge die gegenüberstehende franz. Version zur Voraussetzung, also in einer umgestaltenden Thätigkeit des deutschen Dichters ihren Ursprung haben; wir haben dann dieses Verfahren des Dichters gleichmässig für den ganzen Umfang seiner Dichtung in Anspruch genommen. Aber die unter diesem Gesichtspunkt begriffenen Verschiedenheiten der beiden Dichtungen sind nicht die einzigen, sind nicht einmal die bedeutendsten; zahlreiche und tiefgreifende Abweichungen begegnen uns, die von dem Standpunkt aus, auf dem wir seither gestanden, nicht betrachtet werden können. Ich erinnere nur beispielsweise an die vielfachen Momente, die der RF. über den Rahmen des RR. hinaus besitzt, wie die Gestalten des Künin, des Luchses, des Meister Pendin; wie die Geschichte von der Ameise als Ursache der Krankheit des Löwen, die Ermordung des letzteren durch R. und vieles andere. Es wäre ja denkbar, dass der Glich. mit seiner Vorlage keine andere Umgestaltung vorgenommen, als dass er sie abgekürzt, auf einen geringeren Umfang gebracht hätte; oder dass wir wenigstens eine darüber hinausgehende Thätigkeit zwar nicht zu leugnen, aber auch nicht nachzuweisen vermöchten. In diesem Falle würde für alle nicht unter den Gesichtspunkt der Abkürzung, Zusammenziehung, Auslassung fallenden Abweichungen der Zweifel bestehen bleiben, ob wir sie dem

deutschen oder dem französischen Dichter zuzuschreiben haben, d. h. das Recht, für beide Dichtungen eine zu Grunde gegangene gemeinsame altfranz. Vorlage anzunehmen, würde fortbestehen. Dieses Recht wird aber hinfällig, sobald es uns gelingt, die Urheberschaft sämtlicher Verschiedenheiten dem Glich. zuzuweisen und die Beweggründe zu begreifen, die ihn zu seinen Änderungen veranlassten. Wenn sich in der Komposition des RF. eine bestimmte Absicht des Dichters nachweisen lässt, zu deren Verwirklichung er unserem RR. diejenige Gestalt geben musste, welche sein Gedicht zeigt, so ist kein Grund vorhanden zu glauben, dass ein anderes Werk, als eben dieser uns überlieferte RR. seine Quelle war.

Diese Tendenz des Glich. ist nun in der That sichtbar: Er hat die unter dem Namen des RR. zusammengefasste Sammlung einzelner, von einander unabhängiger, mehr oder weniger satirisch gefärbter Fuchsgeschichten zu einer als ein einheitliches Ganze sich darstellenden, streng gegliederten Satire umgeschaffen.

Während die französischen Dichtungen der Unterhaltung und Ergötzung dienen, zugleich aber die verschiedensten Verhältnisse des mittelalterlichen Lebens mit ihrer Satire treffen, steht der RF. nur im Dienste der Züchtigung und Besserung, und die Gegenstände seiner Satire sind nicht mannigfaltig wie die des RR., sondern beschränkt. Der Zweck des Dichters, unter dem Bilde der tierischen menschliche Verhältnisse darzustellen, ist massgebend für seine Behandlung der Quelle, ihm gilt des Dichters gesamte Thätigkeit.

Schon mehrfach ist auf die vortreffliche Anordnung der einzelnen Abenteuer im RF. hingewiesen worden, am schärfsten von Martin, welcher darüber auf S. 110 seiner Obs. sagt: „Dans les aventures 1—4 Renart est mis en scène avec des animaux d'un ordre secondaire: les aventures 5—14 le montrent en relations avec Isengrin, relations qui deviennent de plus en plus hostiles: enfin les aventures 15—21 nous font voir le tritagoniste, le roi qui veut juger

Renart et Isengrin, et qui, séduit par le premier, commet des torts irréparables et les expie par la mort".

Die hier aufgestellten drei Teile heben sich in der That deutlich von einander ab. Allein diese Gruppierung ist doch nur die äussere Erscheinungsform der Idee des Dichters, der gleichfalls dreifach gegliederten Satire. In drei verschiedenen Situationen wird uns, wenn wir das Bild fallen lassen, der schlaue, betrügerische Heuchler vorgeführt, der, über Recht und Gerechtigkeit sich hinwegsetzend, nur den eigenen Vorteil begehrt oder auch durch die blosse Lust an der Schädigung anderer zum Bösen gereizt wird und dabei niederem Volke entstammt. Zuerst (Abschnitt 1—4 nach Martin) im Verkehr mit seinesgleichen, wo es sich zeigt, dass seine Schlauheit plump und nicht von besonderer Art ist, so dass er in den Volkskreisen, welchen er selbst angehört, nichts damit auszurichten vermag, vielmehr durchschaut und selbst überlistet wird. Diesen Teil haben wir als ein Vorspiel anzusehen, welches den Zweck hat, die Beziehungen des Schwindlers zu den Grossen um so frecher von seiner Seite, um so schimpflicher für diese erscheinen zu lassen.

Der zweite Teil (5—14) zeigt, wie der Emporkömmling sich in das Haus eines Grossen einzuschleichen weiss und Schritt vor Schritt dessen Weib verführt und vergewaltigt.

Der dritte Teil endlich führt ihn an den Hof des Königs und lässt ihn hier die Rolle eines Höflings spielen; zugleich erreicht den sich dem Schmeichler leichtsinnig hingebenden König die Strafe.

Diese menschlichen Lebensverhältnisse sind es, welche die Satire des Glich. trifft, ohne dass jedoch zwischen den beiden Hauptteilen ein innerer Zusammenhang bestünde.

Wenn nun im Gegensatz zu den einzelnen, von einander unabhängigen und nicht mit einander verknüpften Erzählungen des RR. der RF. das Bild eines in sich abgeschlossenen Ganzen mit von Punkt zu Punkt fortschreitender Handlung darbietet, so ist nach dem Gesagten diese Abweichung unmittelbar durch die Idee des Glich. bedingt. In der Erwägung jedoch, dass ein Dichter, auch ohne eine derartige satirische Tendenz zu verfolgen, es sich zur Auf-

gabe hätte machen können, die nur lose verbundene franz. Sammlung zu einem festgefügten Ganzen umzuschmelzen, werde ich im folgenden die äussere Form vor der Idee behandeln. Diese Anordnung ist die zweckmässigste, und wir können dieselbe auch unbeschadet der Klarheit der Darstellung befolgen, da zur Erkenntnis des inneren Grundes und der Notwendigkeit der formalen Umbildung, sowie der bei dem äusseren Aufbau des RF. massgebenden allgemeinen Gesichtspunkte die kurze Angabe des Gedankengangs auf der vorigen Seite hinreicht. Wir werden also in dem ersten Abschnitt alles das erörtern, was zunächst der Gestaltung der dem Dichter durch seine Idee gegebenen Form, jener daher erst mittelbar dient; alles dagegen, was unmittelbar durch die Idee selbst und nicht erst durch die Vermittelung der Form bedingt ist, wird in den zweiten Abschnitt verwiesen werden.

Zur äusseren Form gehört nun auch der Stil; jedoch trenne ich die Behandlung desselben von dem ersten Abschnitt los und weise ihr die Stelle am Schluss des Ganzen an. Der Grund dafür ist ein äusserlicher. Gerade der verschiedenartige Stil der beiden Dichtungen ist es ja, der seither die wesentlichste Stütze für die Ansicht von der grösseren Altertümlichkeit des RF. hergegeben hat; es muss mir also darauf ankommen, die Darstellungsweise des Glich. als ein Mittel zur Gestaltung seiner Idee deutlich hervortreten zu lassen, und das geschieht am besten, nachdem diese selbst genauer besprochen ist.

So ergeben sich drei Abschnitte:

1. Der äussere Aufbau des RF.
2. Die Idee und innere Gliederung.
3. Der Stil.

---

1. ABSCHNITT.

DER ÄUSSERE AUFBAU DES REINHART FUCHS.

Die Form des RR., einzelne von einander unabhängige Branchen, konnte Heinrich dem Glichesaere zur Gestaltung

seiner satirischen Tendenz nicht dienlich sein: er hat daher, wie schon erwähnt wurde, die franz. Sammlung zu einem geschlossenen Ganzen umgeschaffen. Wir können die Unterschiede, welche dadurch zwischen beiden Dichtungen entstehen, näher so bezeichnen:

Der RR. ist eine Sammlung von einzelnen untereinander nicht verknüpften Geschichten (Branchen), deren jede, aus der Tradition hervorgewachsen, nur in dieser, nicht in irgend einer anderen Branche ihre Voraussetzungen hat. Dadurch, dass jede Branche ein Gedicht für sich darstellt, wird eine vielfache Wiederholung von Situationen und Motiven möglich.

Der RF. ist durch eine einheitliche, wenn auch oft nur äusserlich verknüpfte Handlung zusammengehalten, innerhalb welcher jede einzelne Geschichte immer das bereits Erzählte voraussetzt, während sie ausserhalb der Dichtung, ebenso wie diese selbst als Ganzes, keinerlei Voraussetzungen hat. Eine Wiederholung von Situationen und Motiven findet nicht statt, höchstens wo sie ganz allgemeiner Art sind.

Auf diese Verschiedenheiten haben wir nun näher einzugehen und insbesondere, wo es möglich ist, im einzelnen zu zeigen, dass wir es in der That mit Änderungen von der Hand des Glich. zu thun haben. Das soll in vier Abteilungen mit folgendem Inhalt geschehen:

1. Der Dichter des RF. entfernt, was den Einzelerzählungen des RR. ihre Selbständigkeit und Abrundung verleiht.

2. Er beseitigt jede Beziehung auf die Tradition und verlegt das, was der Leser des RR. in dieser zu suchen hat, in die Dichtung selbst.

3. Er baut jede neue Geschichte auf das Vorausgegangene auf.

4. Er sucht Gleichartiges zu differenzieren und Wiederholungen jeder Art zu vermeiden.

1. Der Dichter des RF. entfernt, was den Einzelerzählungen des RR. ihre Selbständigkeit und Abrundung verleiht.

Es handelt sich hier um Einleitung und Schluss der franz. Branchen. Ich stelle, indem ich mich zunächst an Martins Einteilung des RF. in 21 Abschnitte (siehe Obs. SS. 104. 5) anschliesse, die entsprechenden Teile der deutschen und franz. Dichtung gegenüber unter Beifügung des Inhalts der von dem deutschen Dichter zu Anfang und Schluss der franz. Branchen losgelösten Stücke.

1. Hahn (11—176) = II 23—468:
   weggelassen 1—22: (Prolog) Der Dichter will von der Feindschaft zwischen I. und R. singen, weil seine Hörer zwar mit manchen anderen epischen Dichtungen bekannt seien, aber nicht mit diesem Gegenstande.

(Statt dessen in den VV. 1—10 des RF. eine Einleitung in das ganze Gedicht).

2. Meise (177—216) = II 469—664.
3. Rabe (217—312) = II 914—1024;
   weggel. 843—913: R. ruht unter einer Buche aus: unterdessen stiehlt Tiecelin einen Käse, setzt sich damit auf dieselbe Buche und lässt unversehens eine Krume herabfallen, wodurch er Renarts Aufmerksamkeit auf sich lenkt.
4. Kater (313—384) = II 720—842:
   weggel. 665—719: R. begegnet Tibert: er lässt ihn zuerst hart an, wird dann aber freundlicher und wirbt ihn zum Bundesgenossen gegen I.
5. Isengrin, Hersant und Reinhart (385—442).
6. Schinken (443—498) = V 61(88)—133:
   weggel. 1—60 (87): I. und R. treffen, gleichzeitig auf Beute ausgehend, zusammen; letzterer wird von ersterem misshandelt und rettet sich dadurch vor seinem Hass, dass er ihm einen Schinken zu

verschaffen verspricht, den ein Bauer vorüberträgt.

134—148: R., von I. um seinen Anteil an dem Schinken betrogen, trennt sich von ihm, indem er vorgiebt Pilger werden zu wollen.

7. Klosterkeller (499—550).

8. Wallfahrt (551—562 . .) = VIII 172 ff.;

weggel. 1—171: R. verlässt eines Morgens seine Wohnung; des sündigen Lebens müde, will er Busse thun; ein Bauer führt ihn zu einem Einsiedler, der ihm die Beichte abnimmt und eine Wallfahrt nach Rom auferlegt. R. begiebt sich als Pilger ausgerüstet auf den Weg.

9. Künin (. . 563—636).

10. 11. Aale und Fischfang (635—822) = III 179—510;

weggel. 1—178: Es ist Winter; R. geht von Hunger gequält auf Beute aus; er begegnet den Fischhändlern und setzt sich durch eine List in den Besitz mehrerer Aale, die er in seiner Wohnung brät.

12. Brunnen (823—1060) = IV 149 ff.;

weggel. 1—148: (Prolog) Der Dichter will nicht von heiligen Dingen erzählen, sondern ein Stückchen von R. berichten. — R. ist ausgehungert und sucht lange vergeblich nach Nahrung; endlich kommt er auf einen Hof, wo es ihm gelingt, mehrere Hühner zu fangen; da das Mahl seinen Durst erregt, geht er zu dem in der Mitte des Hofes gelegenen Brunnen.

(Nur angedeutet in den VV. 827—830 des RF.).

13. Schwur (1061—1153) = V^a . . .—1181;

weggel. 1182—1272: Verfolgung R.'s durch die Hunde.

14. Hersant (1154—1238).

15—19. Hoftag (1239—1812) = I 11—1212;

weggel. 1—10: (Prolog) Von dem Hoftag sei bis jetzt noch von keinem Dichter gesungen worden.

1213—1490 (1620): R. verteidigt sich bei Hof;

er wird zum Galgen verurteilt und befreit sich durch das Vorgeben, das Kreuz nehmen zu wollen.

20. Reinhart als Arzt (1813—2094) = X 1359—1676; weggel. 1—1358: Nachahmung der Branche I; Sendung des Hirsches und Hundes an R. — Der König wird krank, was Grimbert dem Fuchse mitteilt. Dieser geht, nachdem er heilsame Kräuter gesammelt, als Arzt an den Hof.

1677—1704: R. kehrt, nachdem er den König geheilt, reich belohnt und mit einem Geleite versehen, zu seiner Familie zurück.

21. Schluss (2095 ff.).

Wie diese Gegenüberstellung zeigt, sind die von dem Dichter des RF. gestrichenen Einleitungen der franz. Branchen zweierlei Art. Die eine Gruppe derselben sind Prologe der Dichter, wie bei II, IV, I.

> Seigneurs, oï avez maint conte
> Que maint conterre vous raconte,
> — — — — — — — — —
> Mais onques n'oïstes la guerre
> Qui tant fu dure de grant fin,
> Entre Renart et Ysengrin,
> Qui moult dura et moult fu dure.
> — — — — — — — — — —
> Des or commencerai l'estoire. (II)

Gewiss sind diese Prologe ursprüngliche Bestandteile der betreffenden Branchen, wenigstens bei II und IV (über I siehe Obs. S. 111). Der Dichter des RF. musste dieselben natürlich entfernen. Er leitet dagegen seine ganze Dichtung mit einem eigenen Prolog von 10 Versen ein.

Die zweite Gruppe von Einleitungen sind kürzere oder längere Erzählungen mit dem Zweck, die für die Haupthandlung nötige Situation zu schaffen. So bei den Branchen II 843 ff., II 665 ff., V, VIII, III, IV, X. Auch sie können nicht als spätere Zusätze betrachtet werden, weil sie mit der Haupthandlung aufs engste verknüpft sind, und die Einzelerzählungen, denen sie zugehören, ohne sie nicht vollständig wären. Der deutsche Dichter aber musste sich auch ihrer entledigen. Denn ihm musste es ja darauf ankommen

ein Ganzes zu schaffen, innerhalb dessen die einzelnen Geschichten sich, wenn thunlich, inhaltlich vollständig aneinander anschliessen. Natürlich war es wegen des Gegenstandes der Erzählungen nicht bei einer jeden möglich, sie als inhaltliche Fortsetzung der vorhergehenden darzustellen, zumal wenn man bedenkt, dass der Willkür in der Anordnung derselben durch die Tendenz des Dichters sehr enge Grenzen gezogen waren. Wo aber eine solche stoffliche Verknüpfung nicht herzustellen war, da musste wenigstens durch Entfernung alles nicht notwendig zur Sache gehörigen Beiwerkes dafür gesorgt werden, dass der Inhalt, der Grundgedanke einer Erzählung möglichst deutlich hervortrete, und der Zweck, um dessentwillen sie an der betreffenden Stelle mitgeteilt wird, klar in die Augen springe.

Mit der letzteren mehr äusserlichen und weniger kunstvollen Art der Verknüpfung, um mit dieser zu beginnen, haben wir es bei den Abschnitten 3, 4, 8, 10, 11 und 12 zu thun.

Der erste Teil des RF. sollte R. in Beziehungen zu kleineren Tieren bringen und ihn denselben gegenüber unterliegen lassen, Bedingungen, welche (abgesehen von XV) nur durch die in der ersten Hälfte der franz. 2. Branche erzählten vier Abenteuer erfüllt werden. Diese Geschichten konnten nicht wohl in eine andere Verbindung als die der zeitlichen Aufeinanderfolge gebracht werden, wie sie auch in der franz. Branche besteht. Daher blieb dem Dichter nichts anderes zu thun übrig, als alles, was die Rücksicht auf den ihm für diesen Teil vorschwebenden Inhalt fallen zu lassen erlaubte, zu streichen, damit nicht durch das Verweilen bei nebensächlichen Dingen die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abgelenkt und der Gedankengang verdunkelt werde. Wenn die franz. Branche erzählt, wie der Rabe den Käse stiehlt, dafür von der Alten ausgeschimpft wird, und diese dann seinerseits verspottet; wenn sie erzählt, wie R. zuerst mit Tiecelin hadert und ihn dann zum Bundesgenossen gegen J. wirbt, — so sind das derartige nebensächliche Dinge.

Ganz das Gleiche gilt von den dem zweiten Teil an-

gehörenden Abschnitten 8. 10. 11 und 12. Hier handelt es sich lediglich um die Beziehungen zwischen R. einerseits, und I. und Hers. andererseits: und die ausführlichen Erzählungen, wie R. zu den Aalen kommt, deren Geruch I. heranzieht, auf welche Weise er zu dem Brunnen gelangt, in dem er nachher den Wolf überlistet, warum er als Pilger nach Rom ziehen will — sie müssen von dem Dichter nicht nur als für seine Zwecke gleichgiltig, sondern als störend verworfen werden.

Freilich ist es dem Dichter nicht gelungen, die Spuren dieser Thätigkeit ganz zu verwischen: sie sind vorhanden in dem Überrest der die Veranlassung des Brunnenabenteuers bildenden Hühnerjagd und dem sich aus dieser kurzen Andeutung ergebenden Widerspruch, in den mangelhaften Eingängen des Kater- und Wallfahrt-Abenteuers. Davon ist im ersten Teil (SS. 16 f., 10 f., 12 f.) gesprochen worden, und es sei hier auf diese Mängel hingewiesen als eine Bestätigung dessen, dass wir es in den erwähnten Fällen thatsächlich mit Änderungen durch die Hand des Glich. zu thun haben.

Noch möge bemerkt werden, dass eine derartige Einleitung, wie sie sonst der deutsche Dichter beseitigt, sich doch im RF. findet, und sogar an einer Stelle, wo sie dem RR. abgeht, nämlich zu Anfang des Schantecler-Abenteuers (VV. 11—40). Allein wir müssen bedenken, dass dieses den RF. eröffnet, dass also der Dichter, indem er uns erzählt, wie der Bauer Lanzelin seine Hühner durch einen Zaun gegen R. zu schützen sucht, dadurch gewissermassen eine Einleitung in die ganze Dichtung geben wollte.

Mit vortrefflicher Kunst hat aber nun der Glich. unter Entfernung einleitender und abschliessender Stücke (hier kommen auch die letzteren in Betracht) an anderen Stellen die inhaltliche Verknüpfung hergestellt. Die Einleitung der Br. V wurde gestrichen, und der Vorschlag Reinharts, einem vorübergehenden Bauern den Schinken abzulisten, dadurch motiviert, dass I., den der Dichter, um die unmittelbar vorher (VV. 422—39) erzählte Werbung R.'s um Hers. möglich zu machen, mit seinen Söhnen auf Beute hatte aus-

ziehen lassen, nach dieser Scene ohne Beute und hungrig zurückkehrt (VV. 440—57).

Die, wie wir später sehen werden, aus VI 704—30 geschöpfte Erzählung von I.'s Trunkenheit (VV. 499—550) schliesst sich an die soeben erwähnte Geschichte von dem erbeuteten Schinken derart an, dass I. sich von R., um seinen durch Verspeisung des Schinkens erregten Durst zu stillen, in den Klosterkeller führen lässt.

Die Schändung der Hers. (VV. 1154—1238) ereignet sich, als R., um dem Rüden, auf dessen Zahn er schwören sollte, zu entgehen, die Flucht ergreift und von der ganzen Versammlung, Hers. und I. allen voran, verfolgt wird.

Endlich ist die Krankheit des Königs (X) äusserst geschickt mit der Hofhaltung der Br. I dadurch verschmolzen, dass an Stelle des ersten Teils der 10. Branche, welcher eine Nachahmung der Br. I darstellt, eben dieses Original von dem Dichter eingesetzt wurde.

Es ist gerade bei diesen Fällen ausserordentlich deutlich, dass die Verschiedenheit der deutschen und franz. Dichtung nur auf Rechnung des Glich. kommen kann. Konnte im RF. das Schinkenabenteuer auf den erfolglosen Beutezug I.'s gegründet werden, so bedurfte es hingegen als alleinstehende Erzählung, die es im RR. doch thatsächlich ist, einer Einleitung von der Art, wie sie das franz. Gedicht bietet. — Dasselbe Abenteuer verlangte auch, wenn es eine Geschichte für sich und nicht wie im RF. die Grundlage für das Abenteuer von der Trunkenheit des Wolfes bilden sollte, einen Abschluss als Folge von R.'s Zorn über I.: der RR. lässt ihn sich entfernen unter dem Vorgeben Pilger werden zu wollen. — Das Schwur-Abenteuer konnte nach der Entweichung Renarts nicht wohl anders endigen, als mit einer erfolglosen Jagd auf den Fliehenden, woran ja auch noch die Überleitung zur Schändung der Hers. im RF. erinnert; denn wenn das vermittelnde Glied hier die Verfolgung Reinharts durch Hers. und I. bildet, so ist dieser Gedanke ohne Zweifel durch die auch in der franz. Branche sich findende Verfolgung veranlasst. Die Branche I (ausschliesslich I^a und I^b) ist mit der Sendung des Dachses nicht

vollendet, bedarf also, da von einer Krankheit des Löwen in derselben gar nicht die Rede ist, des Abschlusses, den ihr das franz. Gedicht giebt. Andererseits muss auch die Br. X in ihrer jetzigen Gestalt dem deutschen Dichter vorgelegen haben, weil sowohl der RF. wie die Br. X das Auftreten des Fuchses als Arzt bei Hofe und die Heilung des Königs an den ersten Teil der Br. I, resp. eine Nachahmung desselben anschliessen; es ist unmöglich anzunehmen, dass beide Gedichte diese Verknüpfung unabhängig voneinander vollzogen hätten.

Kurz zusammengefasst ist unser Resultat folgendes: Im RR. sind die einzelnen Erzählungen durch Einleitung und Schluss von kleinerem und grösserem Umfang verselbständigt und abgerundet; im RF. sind dieselben als Teile einer einheitlichen Handlung gedacht und mit ihrer Umgebung mehr oder minder eng verknüpft. Man erkennt im einzelnen, dass die zu Anfang und Schluss der franz. Branchen sich findenden, im RF. aber fehlenden Stücke ursprüngliche Bestandteile des RR. sein müssen. Aber auch allgemein müssen wir, abgesehen von diesen einzelnen Zeugnissen, sagen, dass von den beiden verschiedenartigen Formen, in denen uns die franz. und deutsche Dichtung Tiergeschichten darbieten, die des RR. unter allen Umständen die frühere, die des RF. die spätere sein muss. Denn völlig unbegreiflich wäre das Verfahren, das man im umgekehrten Falle dem Redaktor der franz. Sammlung zuschreiben müsste: ein in sich zusammenhängendes Ganze in seine einzelnen Bestandteile zu zerlegen und diese nach Entfernung aller vor- und rückwärts reichenden Bindeglieder derart zu verselbständigen und abzurunden, wie sie uns im RR. vorliegen.

2. Der Dichter des RF. beseitigt jede Beziehung auf die Tradition und verlegt das, was der Leser des RR. in dieser zu suchen hat, in die Dichtung selbst.

Die franz. Branchen machen gewisse Voraussetzungen, die uns erkennen lassen, dass sie aus einer von den Dichtern

als allgemein verbreitet angenommenen Tradition hervorwachsen. Diese Voraussetzungen beziehen sich vornehmlich auf die Namen der Tiere, auf ihr Wesen, ihre Stellung, ihre verwandtschaftlichen, freundschaftlichen oder feindseligen Beziehungen zu einander. Der Glich. macht uns in seiner Dichtung mit diesen Dingen bekannt und verlässt damit den Boden der Tradition.

a) Die Namen der Tiere.

Sehen wir ab von der Bezeichnung der Tiere durch ihren Appellativnamen (welche uns hier nicht berührt), so findet die Einführung derselben bei ihrem ersten Auftreten in den franz. Branchen auf zweierlei Art statt: entweder durch blosse Nennung ihres Eigennamens, oder durch den Eigennamen mit der von dem bestimmten Artikel begleiteten Appellativbenennung. Die erstere Art findet sich vorzugsweise bei den Hauptthelden der Tierdichtung, R. und I.

I 2 . . . . vers fere de Renart
27 Et Ysengrin qui pas ne l'eime
II 12 Entre Renart et Ysengrin
III 4 Et Renars fu en sa maison
179 Ez vous monseigneur Ysengrin
IV 21 C'est de Renart, bien le savez
186 . . Ysengrins tout sanz demeure
V 1—3 Un jour issi hors de la lande
Ysengrins pour querre viande
Et dant Renars tout ensement.
VIII 1 Jadis estoit Renart en pes

Auch von Primaut, der in Br. VIII Isengrins Stelle vertritt, ist nur gesagt

293. 4 Ci deles est l'ostel Primaut
Mon conpere qui ne nos faut.

Doch sind auch andere Fälle nicht ausgeschlossen; so z. B.:

I 1317 (Tybert li chas et) Rooneax
VIII 239 Quant trovent Bernart l'archeprestre
301. 2 Li louz ert ales en la lande
Et Hersent por querre viande.

Beispiele für die zweite Art sind folgende:

I 7 En la cort Noble le lion
55 Dist Brun li ors, . .

79 . . . . dit Bruianz li tors
181 Bernars li asnes . . . .
283 Car sire Chantecler li cos

(Wenn es dann weiter heisst:

Et Pinte qui pont les ues gros,
Et Noire et Blance et la Rossete (284. 85),

so genügt hier die Zusammenstellung mit Chantecler, um erkennen zu lassen, wer die Trägerinnen dieser Namen sind).

359 . . . . Coars li levres
409 Sire Tardis li limacons
II 81 Mesire Chantecler li cos
858 Mes dan Tiecelins li corbeas
1045 Et madame Hersent la louve
Vª 509 Dant Bricemers li cers . .
512 Et Brun li ors . . . .
515 Baucen le sengler . . .
VIII 178.79 Et entr'eles fu dan Belin
Le moton . . . . .

In dem ersten Falle setzt nun der Dichter bei seinem Publikum voraus, dass es weiss, welchem Tiere der betreffende Name zukommt. Durch die Voranstellung des bestimmten Artikels im zweiten nimmt er die Fiktion, dass es nur einen Vertreter der betreffenden Gattung gebe, als seinen Zuhörern geläufig und die Thatsache, dass dieses Tier den beigefügten Eigennamen trage, als bekannt an.

Im RF. findet sich nun zwar in einem Falle auch die Einführung eines Tieres nur durch den Eigennamen, nämlich bei Isengrin (V. 386:

Vil schiere er Îsengrînen vant),

als dessen Träger jedenfalls auch ausserhalb der R.-Tradition der Wolf allbekannt war. Nicht hinzuzurechnen sind die VV. 407. 8 und 38. 39. Wenn es an ersterer Stelle heisst:

Reinhart wante sîne sinne
an Hersante minne,

so geht aus der ganzen vorausgehenden Scene (VV. 385 ff.), insbesondere aus 402. 3:

dô gienc Isengrîn sich sprechen
mit sînem wîbe und mit sîner süne zwein

hervor, wem der Name Hersant zugehört. Und wenn es VV. 38. 39 heisst:

dar inne wânt er hân behuot
Schanteclêrn und sîn wîp,

so erhellt gleichfalls aus dem Vorausgehenden, dass hier von des Bauern Lanzelin Hahn und Henne die Rede ist, zu deren Schutz ja der Zaun errichtet worden ist.

Über Künin (V. 577) siehe S. 80.

Auch der zweiten Art der Einführung eines Tieres bedient sich der Glich. in einem Fall, VV. 552. 53:

vil schiere bequam Baldewîn,
der esel, Reinharte.

Und ähnlicher Art sind VV. 1105:

diu hinde und der hirz Randolt

und 313:

Diu katze Diepreht im wider gienc

(wo Grimm gegen die Handschriften bloss D. liest), ohne dass jedoch hier Randolt und Diepreht als die einzigen ihrer Gattung bezeichnet würden.

Diesen Fällen gegenüber ist nun aber anderwärts das Bestreben des Dichters zu beobachten, die von ihm eingeführten Tiere in einem gewissen Gegensatze zur R.-Tradition als einzelne, nicht die einzigen Vertreter ihrer Gattung erscheinen zu lassen und ihre Namen dem Publikum wie demselben unbekannte mitzuteilen.

220. 21 dô sach er vil hôhe stân
einen raben, der hiez Diezelîn.
1113. 14 Reinhart Krimeln zuo im nam,
einen dahs, der im ze staten quam.
1122. 23 hern Reitzen hât er dare brâht,
einen rüden vreislich.
1241 ein lewe, der was Vrevel genant.

Und selbst mit dem Hauptthelden der ganzen Dichtung werden wir in ähnlicher Weise bekannt gemacht, VV. 1—10:

Vernemet vremdiu maere,
diu sint vil gewaere,
von einem tiere wilde,
— — — — — — — —
ez hâte vil unküste erkant
und ist Reinhart fuhs genant.

Eine solche Art die Tiere in die Dichtung einzuführen

ist dem RR. gänzlich fremd. Dieser führt uns mitten in eine Welt von bekannten Personen hinein, bekannt aus der Tradition; der Glich. stellt uns die seinigen erst vor, und es kann kein Zweifel sein, welche Auffassungsweise die ursprünglichere ist.

b) Wesen und Stellung der Tiere.

Über das Wesen und die Stellung der Tiere macht uns zwar auch der RR. gelegentlich Mitteilung, aber nur bei solchen, die eine untergeordnete Rolle in der Tierdichtung spielen. Von dem Kamel heisst es beispielsweise (V[a] 445—451):

> Molt fu en la cort cher tenuz.
> — — — — — — — — — —
> La pape li avoit tramis,
> Ses legas ert et ses amis:
> Molt fu sages et bon legistres.

Der Charakter der Hauptpersonen aber wird in allen franz. Branchen als bekannt vorausgesetzt; desgl. ihre Stellung, wie aus der Anwendung des bestimmten Artikels in Versen folgender Art erhellt:

> II 1036 Vers Ysengrin le connestable
> VIII 239 Quant trovent Bernart l'archeprestre,

in denen die Namen dieser Tiere für die betreffenden Branchen zum ersten Mal genannt werden. Der Glich. dagegen hat gerade das Wesen des Fuchses und Löwen zu schildern nicht unterlassen.

VV. 6—9 heisst es von Reinhart:

> ez (das Tier) kêret allen sînen gerine
> an triegen und an kündecheit,
> des quam ez dicke in arbeit.
> ez hâte vil unküste erkant.

Und VV. 1241—46 von dem Löwen:

> . . ein lewe, der was Vrevel genant,
> gewaltec über daz lant.
> keime tier enmoht sîn kraft gefromen
> ezn müeste für in ze gerihte komen:
> sie leisten elliu sîn gebôt,
> er was ir hêrre, âne got.

Der deutsche Dichter verlässt auch hierdurch den Boden der Tradition, auf welchem der RR. noch ruht, erweist sich also wiederum als minder altertümlich.

Natürlich kann es sich allein um die erste Einführung von Personen handeln: alle auf ihr Wesen und ihre Stellung bezüglichen Attribute, die ihnen von den franz. Dichtern im Verlaufe der Handlung beigegeben werden, dienen wesentlich nur dem Schmuck der Rede: und eine Stelle wie V[a] 292—98:

Or cuit, Ysengrins tendra cort
Renart le ros, se tant puet fere
Qu'a la cort le puisse atrere:
Que molt ert voiziez et sages,
Et si savoit plussors languages,
Et li rois l'a fait conestable
De sa meson et de sa table

hat nicht den Zweck zu erläutern, sondern die Spannung auf den Verlauf der folgenden Klage Isengrins zu erhöhen.

c) Beziehungen der Tiere untereinander.

Hier kommt vornehmlich Renarts Verhältnis zu I. und Hers. einerseits und zu dem Dachse andererseits in Betracht.

Das zweite Stück der Branche II (1027 ff.) ist derjenige Teil des RR., welcher in dem Verkehr zwischen R. und I. am weitesten zurückgreift, und wir werden später sehen, dass aus dem Anfang dieser Verse die im RF. 385—439 geschilderte erste Begegnung Reinharts mit I. und seine erste Werbung um Hers. geschöpft ist. Ausdrücklich sagt der Dichter der franz. Branche (II 1034—36):

Car par ce commenca la noise
Par mal pechie et par dyable
Vers Ysengrin le connestable.

Und Hers. lässt er den Fuchs tadeln, weil er sie nie zuvor besucht habe, II 1070. 71:

„Ainc ne me vousistes bien faire
Ne ne venistes la ou j'ere“.

Aber wie sehr auch der Dichter bestrebt, ist das Ge-

bäude der Feindschaft zwischen I. und R. von unten aufzubauen, die eigentlichen Grundlagen derselben nimmt er doch als vorhanden an, sie liegen für ihn in der Tradition. R. ist nicht nur schon Isengrins und Hersants Gevatter (II 1072. 3):

„Je ne sai rien de tel compere
Qui sa conmere ne revide“ —

er wird auch von I. bereits gehasst, und der Grund dieses Hasses ist schon von derselben Art wie das, was der Dichter zu erzählen beabsichtigt:

„Mais quant je vois par ces sentiers,
Si m'espie dant Ysengrins
Et en voies et en chemins.
Ne je ne sai que je i face,
Tant con vostre sire me hace.
— — — — — — — — — —
Je vous ains, ce dist, par amors.
Il en a fait maintes clamors
Par ceste terre a ses amis“. . . (II 1080–93).

Ganz anders verfährt der Dichter des RF. an derjenigen Stelle, wo er zuerst R. und I. zusammenführt, VV. 385—412. Er schildert, wie der Fuchs dem Wolf begegnet, wie er sich ihm, dem viel angefeindeten, zum Genossen anbietet, wie dieser mit seiner Familie Beratung darüber pflegt und beschliesst ihn zum Gevatter anzunehmen, und wie sich dann R. zum ersten Mal seiner neuen Gevatterin nähert:

Dô Reinhart die nôt überwant,
vil schiere er Îsengrînen vant.
dô er in von êrst ane sach,
nû vernemet, wie er dô sprach
— — — — — — — — — — —
dô gienc Îsengrîn sich sprechen
mit sînem wîbe und mit sîner süne zwein.
sie wurden alle des enein,
daz er in ze gevateren naeme dô.

Es bedarf nur dieser Gegenüberstellung der beiden Gedichte, um erkennen zu lassen, dass die fest mit der Tradition verwachsene franz. Darstellung der gänzlich voraussetzungslosen deutschen an Ursprünglichkeit überlegen ist.

Das Gleiche gilt von dem Freundschaftsverhältnis zwischen Fuchs und Dachs. Auch dieses liegt der Rolle,

welche der letztere im RR. überall gleichmässig spielt, zu Grunde, obwohl nirgends ausdrücklich darauf hingewiesen wird. I 103 ff. tritt Grimbert als Verteidiger Renarts auf, aber es wird nur sein Name genannt:

„Sire Bruiant“ dist li tessons, ...

I 927—29 wirft ihm der König, ohne es zu begründen, vor:

„Sire Grinbert, molt me merveil,
Se ce est par vostre conseil
Que Renart me tient si por vil“.

Und auch V. 970 wird der zuvor geschilderte herzliche Empfang Grimberts bei R. nur dadurch erläutert, dass es heisst:

Por ce qu'il estoit ses cosins.

Ebenso wird in V^{a} 941—46 dem Dachse die Ladung Renarts ohne weitere Begründung übertragen:

„Grinbers li tessons i ira
Qui de nostre part li dira . . . “.

Dem gegenüber stellt uns der RF. den Dachs auf diese Weise vor (VV. 1113—16):

Reinhart Krimeln zuo im nam
einen dahs, der im ze staten quam,
ern gesweich im nie ze keiner nôt,
daz werte wan an ir beider tôt.

d) Reinharts Wohnung.

Nur in dem der Br. I nachgeahmten ersten Teil der 10. Branche des RR. ist der Bau von Renarts Wohnung Maupertuis mitgeteilt; in allen originalen Branchen wird dieselbe als vorhanden und dem Hörer bekannt vorausgesetzt, wofür es keiner Belege bedarf.

Der Glich. dagegen lässt Reinharts Behausung nicht als vorhanden gelten, sondern an derjenigen Stelle, wo zuerst von ihr die Rede ist, VV. 635—39, erbaut werden:

Reinhart zôch ze neste,
er vorhte vremde geste:
ein hûs worhter balde
vor einem loche in dem walde.
dâ truoc er sîne spîse în.

Gewiss hat das Bestreben des Dichters, möglichst viel

in seine Dichtung selbst zu verlegen, ihn hier zu einem wenig feinsinnigen Zusatz veranlasst, der aber darum um so bestimmter seine Herkunft verrät. Hinzuzunehmen sind noch die gleichfalls erklärenden VV. 1164—66:

ze sîner burc er dô reit,
daz was ein schoenez dahsloch.
dar vliuhet sîn geslehte noch

und 1519—22:

daz loch in einem steine was,
dâ er vor sînen vînden genas.
der burc sprichet man noch,
sô man sie nennet, Übelloch.

Endlich möge noch ein Punkt von ähnlicher Art hier besprochen werden, nämlich

e) der Hoftag.

In mehreren Branchen des RR. spielt die Handlung zu einem grossen Teil an dem Hofe des Königs: I, V^a, VI, X . . . Aber in allen diesen Fällen wird entweder der Hof als versammelt angenommen, oder die Berufung eines Hoftages durch den König nur kurz und ohne Angabe einer Veranlassung mitgeteilt. Man vergleiche:

I 11 ff.: — — — — — — — —
Que sire Noble li lions
Totes les bestes fist venir
En son pales por cort tenir.

V^a 299 ff. Parvenu furent el palez
La ou li rois tenoit ses plez.
La cors estoit granz et plenere . . .

VI 1 ff. Mesire Nobles le leons
O soi avoit toz ses barons:
Trois jors ot ja sa cort tenue,
Bien l'ont li baron meintenue.
Venu i sont de meinte terre
Senz ce qu'il les envoiast querre . . .

X 15 ff. La ou Nobles tenoit sa feste,
Ou asenblee ot meinte beste . . .

Der Hörer muss sich bei diesem Verfahren entweder denken, dass der König eine als Gerichtshof funktionierende Versammlung fortwährend um sich hat, oder dass er die-

selbe zu Zeiten ohne besondere Veranlassung zu berufen pflegt. Das konnte dem deutschen Dichter nicht genügen. Er konnte weder den Hoftag als bestehend betrachten, noch ihn ohne bestimmten Grund zusammentreten lassen, und das bewog ihn, die Krankheit des Königs vor die Einberufung des Hoftags zu verlegen und sie als deren Veranlassung darzustellen (VV. 1308 ff.), während dieselbe in der (dem Dichter in ihrer jetzigen Gestalt vorliegenden) 10. Branche des RR. erst als eine Folge von dem Ärger des Königs über Renarts Ungehorsam auftritt. Vgl. VV. 1158—62:

Mes molt fu vers Renart irie
Li rois tant qu'il avint un jor
Qu'il se seoit dedenz sa tor,
Si li prist une maladie,
Dont il quida perdre la vie,

welchen Zusammenhang die Handschriften BCHM noch deutlicher ausdrücken:

Tant fu li rois fort adolez
Que il en fu toz sanmellez.
Del ire qui au cuer li touche
Li saut li sans parmi la bouche.

Dadurch war nun der Dichter wiederum gezwungen, für die Krankheit des Königs eine andere Ursache anzugeben, und er erfand die Geschichte von der Ameise, die dem Löwen ins Ohr kriecht (VV. 1247—1307). Das ist meines Erachtens die Genesis dieser im RR. fehlenden Erzählung; der Glich. braucht sie nicht, wie J. Grimm denkt (RF. S. CXXXIX), in älteren franz. Gedichten gefunden zu haben.

Um zum Schluss das in diesem Abschnitt Besprochene noch einmal zu beleuchten, sei wieder auf die Unmöglichkeit hingewiesen, dass die ganz in sich ruhende Darstellung des RF. auch einer früheren Gestalt des RR. angehört habe und später derart umgebildet worden sei, dass man sie überall mit ihren Wurzeln wieder in die Tradition hinabgeleitet, die man schon zuvor als gar nicht mehr vorhanden angenommen hätte. Einmal von dieser Tradition

losgelöst, konnte der R.-Dichtung nie wieder die Gestalt des RR. gegeben werden.

Von den vielfachen Anspielungen auf im RR. entweder gar nicht oder in anderer Weise mitgeteilte Begebenheiten, die also auch nur in der Tradition leben konnten, wird sogleich die Rede sein. Die Thatsache, dass der RF. keinerlei Anspielungen auf ausserhalb des Rahmens der Dichtung liegende Ereignisse enthält, bestätigt das im vorausgehenden gewonnene Resultat.

3. Der Dichter des RF. baut jede neue Geschichte auf das Vorausgegangene auf.

Die Selbständigkeit der einzelnen franz. Branchen und ihre Unabhängigkeit voneinander zeigt sich auch darin, dass in keiner auf das Rücksicht genommen wird, was in irgend einer anderen geschehen ist; dass in keiner im Verlauf einer anderen entstandene Zustände und Verhältnisse zur Geltung kommen. Allerdings spielt II 952 ff. die Wunde eine Rolle, welche R. bei dem vorhergehenden Abenteuer durch des Katers Schuld erhalten (II 787 ff.); aber die vier kleinen Erzählungen des ersten Teils der Branche II sind auch offenbar von Anfang an als ein zusammengehöriges Ganze gedichtet worden. Gelegentlich stellen auch einige Handschriften später eine derartige Beziehung her, wie C HM bezüglich der Branche VI, indem sie zu Beginn derselben I. mit den ihm in Branche III durch R. beigebrachten Verstümmelungen auftreten lassen; doch repräsentieren diesen Handschriften gegenüber die Handschriften A + B die originale Fassung, und diesen fehlt jene Anknüpfung an die 3. Branche. Die sonstigen zahlreichen Anspielungen, wie sie besonders bei den mehrfachen Beichten Renarts und den Klagen gegen ihn gehäuft sind, beziehen sich alle auf die Tradition der R.-Dichtung, nicht auf einzelne Branchen. Das erhellt aus der Thatsache, dass neben den uns aus dem RR. bekannten Ereignissen sehr viele erwähnt werden, die

der RR. nicht erzählt; und ebenso deutlich daraus, dass diese Ereignisse dem Dichter vielfach in ganz anderer Gestalt vorschweben, als sie im RR. dargestellt sind, wie beispielsweise I 1050—54, 1057—60 (vgl. Obs. S. 13); VI 704 ff., 749 ff. (Obs. 44. 45); VIII 135—142, 143—146, 147—150 (Obs. 50. 51) u. s. w.

Die Erscheinung, dass die Folgen einer in einer Branche erzählten Begebenheit in eine andere Branche hinüberwirken, tritt, wie gesagt, im RR. nicht auf. Der Bär geht in Branche I seiner Kopfhaut verlustig, aber in allen übrigen Branchen ist er gesund. Der Beinbruch, den R. in Branche II durch des Katers Schuld erleidet, ist schon in der zweiten Hälfte der Branche vergessen. Die dem Wolf in Branche III beigebrachten Verstümmelungen kommen ausserhalb dieser Branche nicht mehr zur Geltung. Indem in verschiedenen Branchen die gleichen Anklagepunkte gegen R. vorgebracht werden, wie beispielsweise der Ehebruch an I., wird von dem Dichter der einen die andere als nicht vorhanden angesehen, u. a. m. Insbesondere ist zu betonen, dass die im RR. gegebene Anordnung der Branchen dem Inhalt derselben keine Rechnung trägt. So geht zum Beispiel der in II 1025 ff. erzählte Ehebruch Renarts an I. in allen Handschriften der Branche III voran, welche durchaus freundschaftliche Beziehungen zwischen beiden voraussetzt (vgl. das erste Heft dieser Studien, Teil I).

Im Gegensatz nun zu dieser Vereinzelung der franz. Branchen bietet uns der Glich. ein in sich zusammenhängendes Ganzes dar, indem er jede einzelne Begebenheit mehr oder minder deutlich durch die ganze Dichtung fortwirken lässt, beziehungsweise solche Züge beseitigt, die durch ihr Fortwirken störend sein würden.

Das letztere Verfahren kommt gleich im ersten Teil der Dichtung zur Anwendung. Der Branche II des RR. zufolge erleidet R. durch die Falle, in die ihn Tibert gestossen, eine schwere Verletzung:

Et cil a son pie estendu:
A soi le tret, molt fu blechiez.
Fuiant s'en vet dolanz et liez:
Dolanz de ce qu'il fu quassiez . . . (II 816—19).

In der unmittelbar folgenden Geschichte benutzt R. diese Verwundung zu einer List gegen den Raben:

> Le pie trait avant, dont il eloce,
> Et la pel, qui encor li loce (II 953. 54).

Der Glich. hätte eine so starke Verwundung Reinharts nicht beibehalten können, ohne ihrer auch im folgenden zu gedenken, und das musste ihm sehr unbequem sein. Daher sagt er von R. nur:

> der vuoz im in die vallen quam (V. 355)

und damit es nicht den Anschein habe, als ob die dem Raben gegenüber erwähnte Wunde die Folge dieser Gefangenschaft sei, erzählt er dieses Abenteuer von dem Raben vor dem von dem Kater und setzt dort an die Stelle der wirklichen eine erheuchelte Verletzung (VV. 257—60). Das ist jedenfalls für den Dichter der Hauptbeweggrund gewesen, die beiden Geschichten umzustellen, wobei dann vielleicht noch der rein äusserliche Gesichtspunkt mitwirkte, dass zuerst die drei Vögel, Hahn, Meise und Rabe, R. entgegengestellt werden, und danach der Kater als grösseres vierfüssiges Tier den Übergang zu I. bilden sollte.

Mehr wurde in dem zweiten Teil von dem angegebenen Standpunkte aus geändert. Da das Schinkenabenteuer (VV. 443—498) als die inhaltliche Fortsetzung einer Scene dargestellt ist, an der zuletzt I. und seine ganze Familie teilnahm, so mussten alle diese Personen auch in jenem eine Rolle spielen, während in der franz. Branche Isengrin allein dem Fuchse gegenübersteht. Daher die VV. 456. 57:

> Îsengrîn und sîniu diet
> sprâchen gemeinlîchen „jâ“

und 486:

> wie möhte wir baz enbizzen sin.

Daher besonders auch der Anteil, welcher Isengrins Frau zu Ende der Scene zugewiesen wird:

> dô sprach Îsengrîn
> „vrege die gevatern dîn,
> ob si iht habe behalten, des ir wart“.
> „nein ich“ sprach sie „Reinhart“ . . . (491—98).

Da nun das Schinkenabenteuer wiederum durch das folgende (Klosterkeller) ohne Unterbrechung fortgesetzt wird, so mussten auch in diesem Hers. und ihre Söhne zu den handelnden Personen gehören, und darauf allein beruht die von dem Dichter an seiner Vorlage (VI 704—730, siehe S. 76) vorgenommene Umgestaltung. Es gehören hierher die Verse:

507. 8 mit im fuor her Îsengrîn,
ver Hersant und die süne sîn,
519. 20 mit slegen gulden dô den wîn
ver Hersant und her Îsengrîn

und der Rest der Erzählung von V. 529 an (—550: Scene zwischen I., seiner Familie und R., welche zugleich den Zweck hat, der in der franz. Vorlage nur kurz angedeuteten Begebenheit mehr Abrundung zu verleihen).

In demselben Sinn ist der Schluss des Brunnenabenteuers umgewandelt. Denn im Gegensatz zum RR., wo I. nur einem seiner Söhne begegnet und sein Leid klagt (IV 452—68), lässt uns der Glich. eine vollständige Familienscene schauen, in den VV. 1035—1060:

also ver Hersant ez vernam,
vil schiere sie dare quam
und sîne süne beide —

darauf Anschuldigung Reinharts, Drohungen und allgemeines Wehklagen.

Überhaupt tritt fast überall I. in Begleitung seiner Familie auf: vgl. VV. 608. 9:

vil schiere quam ver Hersant,
alsô tâten ouch sîn süne dô.

1188:

mit Îsengrîne quâmen die süne sîn.

1359. 60:

ver Hersant unde Îsengrîn
quâmen dar und die süne sîn.

Und ebenso konsequent ist andererseits, abweichend vom RR., niemals von Reinharts Frau und Söhnen die Rede.

In dem Abenteuer von den Aalen (VV. 635—726) bezieht sich die Unterredung zwischen R. und I. zum grossen Teil auf einen anderen Gegenstand als im RR.;

„gevatere", sprach her Îsengrîn,
„wildu hie gemünchet sîn
iemer unz an dînen tôt?"
„jâ ich", sprach er, „ez tuot mir nôt:
dû woldest mir ân schulde
versagen dîne hulde
und woldest mir nemen daz leben".
Îsengrîn sprach, „ich wil dir vergeben"
— — — — — — — — — — — (663–675).

Diese Abweichung von der Vorlage verdankt ihren Ursprung der Absicht des Dichters, an die unmittelbar vorher erzählte Begegnung Isengrins mit R. (nicht das Wallfahrtsabenteuer, sondern ein anderer in den zwischen 562 und 563 zu Grunde gegangenen Versen berichteter feindseliger Zusammenstoss, wie später gezeigt werden wird) hier anzuknüpfen. Denn wenn der Dichter auch den Widerspruch zwischen dem in den VV. 650–653, 663–665 geschilderten Benehmen Isengrins (freundliche Anrede an R.) und seiner durch jene Begegnung erzeugten feindseligen Gesinnung gegen ihn nicht zu heben vermochte, so sollte dieser Widerspruch wenigstens nicht länger, als unvermeidlich war, fortbestehen. Daher stellt er durch die genannten Verse das gute Einvernehmen zwischen beiden wieder her.

Aus demselben Grunde, damit nämlich nicht wegen Isengrins Hass gegen R. ein weiterer Verkehr beider den Eindruck der Unwahrscheinlichkeit mache, lässt der deutsche Dichter in dem Abenteuer von dem Fischfang I. gar nicht zu der Einsicht kommen, dass R. die Schuld an dem Verlust seines Schwanzes trägt; er lässt ihn darüber klagen, aber R. keine Vorwürfe machen, wie es die letzten Verse der franz. Branche thun:

Iloc rala et dit et jure
Que de Renart se vengera
Ne james jor ne l'amera.

Erst später wird ihm nach dem RF. klar, dass sein Unglück nicht zufällig war, VV. 1043. 44:

„daz ich âne zagel gân,
daz hât mir Reinhart getân".

Die Geschichte vom Fischfang wird im RF. strenger als im RR. als die Fortsetzung derjenigen von den Aalen

dargestellt. In dem franz. Gedicht sind beide nur äusserlich aneinander gereiht, und der Zusammenhang zwischen ihnen wird nicht recht klar. Nachdem R. dem Wolf die Platte gebrannt und ihm eingeschärft, dass er sich den Vorschriften des Ordens unterwerfen müsse, verlässt er, wie es heisst, sein Haus und begiebt sich mit ihm zu dem Weiher — in welcher Absicht, erfahren wir nicht:

— — — — — — — — — —
Et vint a Ysengrin tout droit
Qui durement se complaignoit
De ce qu'il estoit si pres rez.
Ne cuir ne poil n'i est remez.
N'i ot plus dit ne sejourne:
Andui se sont d'ilec tourne,
Renart devant et cil apres
Tant qu'il vindrent d'un vivier pres. (III 367—76).

Der Glich. stellt nun die Verbindung in feiner Weise dadurch her, dass er R. dem Wolf, welcher, auf seine nunmehrige Zugehörigkeit zu dem Orden sich berufend, mehr Fische verlangt, entgegnen lässt, es stehe ihm ja auch alles, was sie hätten, zur Verfügung, aber es seien leider keine Fische mehr da; jedoch sei ihr Teich in der Nähe, der reichlich damit angefüllt sei (VV. 717—25):

Reinhart sprach „iu ist unverseit,
swaz wir hân, daz ist iu bereit,
in brüederlîcher minne.
hie ist niht mê vische inne.
wolt ir aber mit mir gân,
dâ wir einen tîch hân,
in dem sô vil vische gât,
daz ir nieman ahte hât?
die bruoder hânt si getân darîn".

Auch die Worte, mit denen sich R. im RF. von I. trennt, gehören hierher, VV. 772—74:

„ich wil gân
nâch den bruodern, daz sie balde komen
dirre gewin mac uns allen fromen".

Starke Veränderungen erleidet das Brunnenabenteuer. Zunächst glaubt dem RR. zufolge I. in dem Brunnen seine Frau und R. miteinander zu sehen und bricht wegen ihres Verrates in heftige Verwünschungen gegen beide aus:

Cuida que fust dame Hersens
Qui herbergiee fust leens
Et que Renars fust avec li . . . (IV 209—226).

Dieser Darstellung konnte sich der Glich. aus zwei Gründen nicht anschliessen. Einmal waren in den vorausliegenden Teilen seiner Dichtung noch nicht die Bedingungen dafür gegeben, dass I. bei dem Zusammensein Reinharts und Hersants im Brunnen sofort an einen Treubruch hätte denken können, Bedingungen, die für den franz. Dichter in der Tradition lagen. Sodann sollte die im RR. gänzlich mangelnde Verknüpfung mit dem unmittelbar zuvor erzählten Fischfang von vornherein dadurch hergestellt werden, dass I. seiner Frau gleich den bei jener Gelegenheit davongetragenen Schaden klagte, was natürlich nur geschehen konnte, wenn er diese allein und nicht zusammen mit R. vor sich zu haben glaubte:

er begunde Hersante sîn laster sagen
und von sînem schaden klagen. (877. 78).

Die Rücksicht darauf, dass I. gerade eben sein Kopfhaar und seinen Schwanz verloren, wird nun auch durch den ganzen übrigen Verlauf der Brunnengeschichte gewahrt. Schon vorher, VV. 858. 59, heisst es:

her Îsengrîn begunde dar gân
âne zagel ûz dem walde.

Sodann liegt darin die Bedeutung der schon SS. 18 f. als eingeschoben bezeichneten Verse 901—914, indem hier I., sein eignes Spiegelbild erblickend, Hers. mit verbranntem Kopf zu sehen glaubt:

— — — — — — — — — —
„sagâ, trût gevater", sprach er dô,
„wie ist ir daz houbet verbrant sô?"

Desgleichen sind die VV. 1007—30 (die Reue der Mönche über Isengrins Tod und des Dichters Bemerkung, dass selbst das Schlimmste zum Heil ausschlagen könne — Walther von Horburc) offenbar nur durch die Thatsache, dass I. eine Platte trägt, veranlasst. Endlich gehören die VV. 1043—45 hierher, in denen I. seine Verstümmelung beklagt.

Was den weiteren Verlauf der Dichtung angeht, so

so wurde zwar die Rücksicht auf die Platte Isengrins nach dem Brunnenabenteuer fallen gelassen, vermutlich, weil der Dichter diesen Schaden als zu unbedeutend und bald wiederhergestellt betrachtete. Der Verlust des Schwanzes dagegen spielt bis zum Schluss eine Rolle. So bildet er bei dem Schwurabenteuer einen der Klagepunkte Isengrins gegen R., VV. 1090. 91:

„daz ich hiute âne zagel gân
daz geschuof sîn lîp,“

während in der französischen Branche V[a] nur von dem Ehebruch die Rede ist. Und dasselbe wird wiederum, ohne dass der RR. dafür einen Anhalt bietet, bei Hofe vorgetragen, VV. 1378—80:

„daz er hiute des zagels sîn
vor iu hie âne stât,
daz was Reinhartes rât,“

und von neuem VV. 1922—24:

sîn zagelstrumpf er her für bôt:
„sehet, wie mich iuwer arzât
hinderwert geunêret hât“.

Das Abenteuer Tiberts hat gleichfalls eine Veränderung erlitten. Während nämlich im RR. die Botschaft des Katers an R., I 785—91, ganz allgemein gehalten ist, bezieht sie sich im RF. lediglich auf das unmittelbar vorher dem Bären zugefügte Leid:

„über dich klaget elliu diet.
dû hâst vil übele getân,
daz dû sînen kapelân
wider sandest âne huot“. (VV. 1672—75; dazu Reinharts Antwort, 1676—80).

Die Verbindung zwischen den beiden ersten und dem dritten Teile des RF. stellt der Dichter ausser durch die schon erwähnten Beziehungen noch dadurch her, dass er, als R. an dem Hofe des Königs ankommt, mit Ausnahme der einzigen Meise sämtliche Tiere, denen R. früher irgend ein Leid zugefügt, gegen ihn auftreten lässt: Isengrin (V. 1847), Brun (1849), Diepreht (1851; fehlt in unserer Handschrift des ursprünglichen Gedichtes, — aber wir dürfen

wohl eher dem Schreiber dieser die Auslassung, als dem Überarbeiter einen solchen Zusatz zutrauen), Schantecler (1857), Diezelin (1863). Im RR. ist es Roonel allein, der Klage gegen R. erhebt (X 1431 ff.).

Und wiederum weist das Verzeichnis derjenigen Tiere, welche unter dem Vorwand der Heilung des Königs Reinharts Rache aufgeopfert werden, darauf hin, dass der letzte Teil des RF. durchaus im Zusammenhang mit den früheren gedacht ist: es sind (abgesehen von Eber, Biber und Hirsch, die erst in diesem letzten Teile auftreten): Wolf (1897), Bär (1899), Kater (1902) und Pinte (1936), durch deren Tod, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, zugleich Schantecler aufs empfindlichste getroffen wird (1942, 43, 1946). Es fehlen nur Rabe und Meise, vermutlich weil der Dichter diese beiden Vögel bei der Heilung des Königs nicht zu verwenden wusste. Wenn im RR. nur die drei Tiere Wolf, Hirsch und Kater geschändet, beziehungsweise gefährdet werden, so fehlt dabei jede Konsequenz.

Durch die im vorausgehenden besprochenen Verschiedenheiten zwischen RR. und RF. werden wir von neuem auf jenen als die frühere, auf diesen als die spätere Entwickelungsphase der Renartdichtung hingewiesen, und es ist auch hier wieder festzustellen, dass die umgekehrte Folge ein ganz unbegreifliches Verfahren des französischen Redaktors voraussetzen würde.

4. Der Dichter des RF. sucht Gleichartiges zu differenzieren und Wiederholungen jeder Art zu vermeiden.

Es ist schon mehrfach von einer Tradition der Tierdichtung die Rede gewesen: nicht am wenigsten deutlich werden wir auf dieselbe durch die von dem RR. dargebotenen Wiederholungen hingewiesen. Ein gewisser Kreis von Begebenheiten, Situationen, Beziehungen, Verhältnissen muss überall da vorgeschwebt haben, wo man von R. und seinen Thaten erzählte; so die Motive der Hühnerjagd, des Hoftags, so Renarts Verhältnis zu Isengrins Frau. Daher kommt

es, dass diese Dinge immer wieder bei den französischen Dichtern in der einen oder anderen Gestalt eine Rolle spielen. Wie oft muss sich R. gefallen lassen, vor den König geladen zu werden und seine Sünden bei Hofe verhandelt zu sehen: wie oft muss er sich seine Schuld an I. vorhalten lassen; wie oft zieht er, vom quälenden Hunger getrieben, auf Beute aus und wird dadurch in irgend ein Abenteuer verwickelt. Ohne Zweifel haben wir es in manchen Fällen mit Nachahmung schon existierender Branchen zu thun, sicher aber nicht in allen.

Wenn nun der Dichter einer einzelnen in sich abgeschlossenen französischen Branche nicht viel danach zu fragen brauchte, ob die von ihm verwandten Motive schon in anderen ebensolchen Sonderdichtungen auftraten oder nicht, musste der deutsche Dichter, der dem Hörer sein Werk als ein Ganzes darbieten wollte, derartige Wiederholungen möglichst zu vermeiden suchen. Dieses Bestreben hat denn auch in der That mehrere zum Teil einschneidende Umgestaltungen zur Folge und ergreift auch solche Fälle von Wiederholung, die sich in ein und derselben französischen Branche finden, also dem französischen Dichter keinen Anstoss gewährten.

Im RR. sucht R. den Hahn und den Raben in völlig identischer Weise dadurch zum Singen zu veranlassen, dass er durch Hervorhebung der Kunst ihrer Väter ihren Ehrgeiz wachruft. Man vergleiche miteinander II 309—18:

Ce dist Renars a son cosin
„Membre te mes de Chanteclin,
Ton bon pere qui t'engendra?
Onques nus cos si ne chanta“ . . .

und 920—26:

„Bien ait hui l'ame vostre pere
Dant Rohart qui si sot chanter!“ . . .

Im Rabenabenteuer sagt nun auch der Dichter des RF., der angeführten Stelle entsprechend:

„ich hôrte gerne dîn singen,
ob ez waere dînes vater wîse,
der klafte wol ze prîse“. (236—38).

Um aber von derselben Wendung nicht zweimal Gebrauch zu machen, lässt er im ersten Abenteuer R. das Hauptgewicht auf Sengelins Zuvorkommenheit und Gastfreundlichkeit legen und auch nur unter diesem Gesichtspunkt sein Singen erwähnen (VV. 111—25):

„nû riuwet mich dîns vater tôt,
wan der dem minnesten êre bôt.
— — — — — — — — — —
dîn vater was des mînen vrô.
ern gesaz sus hôhe nie alsô,
gesaehe er den vater mîn,
ern vlüge ze im und hieze in sîn
willekomen, ouch vermeit er nie,
ern swunge sîne vitechen ie,
ez waere spâte oder vruo.
diu ougen teter beidiu zuo,
und sanc im als ein vroelich huon“.

Am Schlusse des Meisen-, Kater- und Fischfangabenteuers wird in der französischen Dichtung R. bezw. I. von Jägern und Hunden verfolgt: II 602—64, II 824—42, III 492—510. Der deutsche Dichter bedient sich dieses Motives nur einmal und zwar am Schlusse des Rabenabenteuers (VV. 285—312: warum gerade hier, wird später gezeigt werden). Aus der Falle, in die Diepreht ihn gestossen, wird R. befreit durch den „weideman, der die valle dar het geleit“ (362, 63), ohne danach noch Verfolgung zu erleiden; ebensowenig findet nach dem Meisenabenteuer und dem Fischfang eine Verfolgung Reinharts oder Isengrins statt.

Die Befreiung Renarts aus der Falle im Katerabenteuer ist dem RR. zufolge durch nichts unterschieden von der Erlösung des durch das Eis festgehaltenen I. in dem Abenteuer vom Fischfang: in beiden Fällen handelt es sich um einen lediglich infolge der Ungeschicklichkeit des Angreifers fehlgehenden Schlag, durch den hier die Falle zertrümmert, dort Isengrins Schwanz abgehauen wird: vgl. II 811—15 und III 487—91. Der Glich. vermeidet die völlige Gleichheit dadurch, dass er im ersten Falle R. durch eigene List den Fehlschlag herbeiführen lässt (VV. 364—75):

dô bedorfte er wol kündecheit,
daz houpt er ûf die valle hiene

— — — — — — — — — — — —
die aks er ûf heben began
und sluoc swaz er mohte erziehen.
Reinhart enmohte niht gevliehen,
mit dem houpte wanct er hin baz,
an der zîte tet er daz.
der gebûr sluoc, daz diu valle brach.

Die bedeutendste Umgestaltung hat die Branche V^a erfahren. Wollte der Glich. ihren Inhalt für seine Dichtung verwenden, so musste er die Schwurgeschichte von dem Hof des Königs loslösen, weil sonst das Motiv des Hoftags zweimal zur Verwendung gekommen wäre, hier und bei der Krankheit des Königs. So macht er denn aus dem in Branche V^a geschilderten feierlichen Akt am königlichen Hofe eine mehr private Handlung. Das Bestreben der Wiederholung zu entgehen ist bei dieser Änderung sicher in hohem Grade massgebend gewesen: dass es nicht der einzige Beweggrund war, wird sich später zeigen.

Selbstverständlich konnte der Glich. gar nicht daran denken, eine derartige Wiederholung des Hoftags eintreten zu lassen, wie sie die französischen Branchen VI und X geben.

Hiermit stehen wir an dem Ende des ersten die Form des RF. behandelnden Abschnittes. Wir haben gesehen, nach welchen Seiten hin der Glich. vorzugsweise thätig war, um seiner Dichtung die Gestalt eines geschlossenen Ganzen zu verleihen. Über alle einzelnen für unsere Auffassung sprechenden Merkmale können wir nun am Schlusse die Thatsache stellen, dass alle in diesem Abschnitt besprochenen Verschiedenheiten der französischen und deutschen Dichtung sich von einem einzigen Gesichtspunkt aus ungezwungen und ohne Schwierigkeit erklären, wenn wir sie dem deutschen Dichter zuweisen: darum müssen wir ihn als ihren Urheber anerkennen.

— — — —

2. ABSCHNITT.

DIE IDEE UND INNERE GLIEDERUNG DES REINHART FUCHS.

Aus den bisher besprochenen Abweichungen des RF. von seiner französischen Vorlage ergiebt sich noch nicht, dass der Glich. mit seiner Dichtung irgend eine Tendenz verfolgt, sondern allein, dass er eine bestimmte äussere Form angestrebt hat. Diese Thatsache war der Grund, weshalb wir alle diese Dinge vor der genaueren Betrachtung jener Tendenz behandeln konnten. Nun ist aber für unseren Dichter die äussere Form in Wahrheit nicht das letzte Ziel, dieselbe steht bei ihm vielmehr im Dienste der oben (S. 32) bereits bezeichneten Satire.

Indem ich jetzt zu dieser satirischen Tendenz des RF. übergehe und zu zeigen versuche, durch welche Mittel und inwieweit der Dichter sie verwirklicht hat, werden dabei alle diejenigen seiner Abweichungen von dem RR. zur Sprache kommen, welche unmittelbar durch die Idee, nicht mittelbar durch die in ihrem Dienste stehende Form bedingt sind und nur von diesem Gesichtspunkt aus vollständig verstanden werden können.

Ich beginne mit einer tabellarischen Darstellung der inneren Gliederung des RF., an die sich dann das Folgende als Erläuterung anschliessen wird. Da der erste Teil als Vorspiel zu betrachten ist, so bezeichne ich nur die Hauptphasen des zweiten und dritten Teils mit römischen Ziffern. Die Haupthandlung des zweiten Teils wird, wie aus dem schon mitgeteilten Gedankengang der Dichtung erhellt, durch Reinharts Buhlschaft mit Hersant gebildet; der gesamte übrige Inhalt desselben stellt eine Nebenhandlung dar. Die einzelnen Abschnitte dieser Nebenhandlung werden, ebenso wie die des Vorspiels und die im dritten Teil ausserhalb der Haupthandlung liegenden Abenteuer, mit arabischen Ziffern bezeichnet.

A. Vorspiel. Reinhart von kleineren Tieren überlistet	1—384	= RR. II 1—1024.
1. Hahn	11—176	II 23—468.
2. Meise	177—216	II 469—664.
3. Rabe	217—312	II 843—1024.
4. Kater	313—384	II 665—842.
B. Reinharts Buhlschaft mit der Frau Isengrins	385—1238	= RR. II 1025—1396.
I. Einleitung: R. wird Isengrins Gevatter. — Anfang der Buhlschaft, erste Werbung	385—442	II 1027—ca. 1097.
5. Schinken und Wein	443—550	V. VI.
6. Wallfahrt	551—562 . .	VIII.
II. [R. von Hersant erhört, Küniu Zuschauer; Zusammentreffen zwischen R. und I.;] I., von Küniu aufgeklärt, lässt sich durch seine Frau täuschen und wieder beruhigen	. . 563—634	II ca. 1098—1210.
7. Aale und Fischfang	635—822	III.
8. Brunnen	823—1060	IV.
III. Einleitung: Schwur. — Schändung der Hersant	1061—1238	V.ª—II 1211 1396.
C. Reinhart als Höfling	1239—Schluss	= RR. I. X.
IV. Krankheit des Königs; Hoftag; Klage; Pinte	1239—1510	I 1—468.
9. Bruns Sendung	1511—1646	I 469—728.
10. Dieprehts Sendung	1647—1775	I 729—926.
V. R., von Krimel geholt, als Arzt; Heilung; Belehnung; Vergiftung des Königs; Flucht	1776—Schluss	I 927—1011. X 1185 ff.

Für die in vorstehender Tabelle angegebene Gliederung des RF. stehen uns zwei Arten von Zeugnissen zur Verfügung.

1. Direkte: die Äusserungen des Dichters, bestehend teils in Worten, die er den Personen seines Gedichtes in den Mund legt, teils in eingestreuten Betrachtungen des Dichters selbst.

2. Indirekte: die Abweichungen des RF. vom RR.

Auf beide wird sich die nachfolgende Darlegung stützen.

PROLOG (VV. 1—10.)

In dem einfachen, nur aus 10 Versen bestehenden Prologe des Dichters haben wir gleich ein ausserordentlich wichtiges Zeugnis der ersten Art vor uns. Denn in diesen Versen wird von vornherein unverkennbar auf die satirische Tendenz der Dichtung hingewiesen und als Grundgedanke derselben, als Hauptgegenstand der Satire deutlich der schlaue Betrug bezeichnet. Dass die ganze Dichtung nur ein Abbild menschlicher Verhältnisse sein soll, das ist der Inhalt des ersten Satzes; das wird ausgesprochen, bevor noch der Name desjenigen genannt ist, welcher der Träger dieser bildlichen Handlung ist.

Vernemet vremdiu maere,
diu sint vil gewaere,
von einem tiere wilde,
dâ man bî mac bilde
nemen umbe manegiu dinc.
ez kêret allen sînen gerinc
an triegen und an kündecheit,
des quam ez dicke in arbeit.
ez hâte vil unküste erkant
und ist Reinhart fuhs genant.

A. VORSPIEL.

REINHART VON KLEINEREN TIEREN ÜBERLISTET.

Die vier diesen Teil bildenden Abenteuer fand der Glich. in seiner französischen Quelle in einer Branche vereinigt vor. Allerdings ist in sämtlichen uns erhaltenen Handschriften ausser A zwischen das Kater- und das Rabenabenteuer noch ein weiteres Katerabenteuer eingeschoben (Branche XV nach Martin). Aber dieses musste ja der deutsche Dichter, sofern seine Vorlage nicht etwa eine mit A nahe verwandte Handschrift war, beseitigen, weil es für ihn ganz zwecklos und sogar der dadurch hervorgerufenen Wiederholung wegen unmöglich gewesen wäre, den Fuchs in dem Vorspiel zweimal demselben Tiere gegenüberstehen, zweimal der List desselben Tieres unterliegen zu lassen.

Der Grundgedanke der vier Erzählungen ist nun in der Auffassung des Glich. dieser: Der Fuchs wird von kleineren Tieren mit seinen Listen und seinem Trug durchschaut und mit gleicher Münze bezahlt: der Listige wird überlistet, der Betrüger selbst betrogen. Darauf weisen uns die von dem Dichter mit zweien dieser Geschichten vorgenommenen Umgestaltungen hin. Während nämlich die beiden ersten, das Hahn- und das Meisenabenteuer, durchaus dem Gedanken des Glich. entsprechen, so dass er sie in unveränderter Gestalt herübernehmen konnte, ist das bei dem dritten und vierten nicht der Fall. In dem Katerabenteuer gerät R. nur durch einen Zufall in die Falle, in die er seinen Neffen zu locken gedachte; und in dem letzten bleibt er sogar, obwohl es ihm nicht gelingt sich des Raben zu bemächtigen, im Genusse des Käses, den er demselben durch seine List entwendet hat. Diese beiden Abenteuer musste der deutsche Dichter daher, um sie in seine Dichtung aufnehmen zu können, umgestalten. Nicht durch Zufall, sondern durch Dieprehts Gegenlist muss R. in die Falle kommen, und der Dichter deutet uns auch selbst an, in welcher Absicht er diese Änderung vornahm:

Diepreht sprach „dû entarst noch niht jehen,
louf nâch mir, ich lâz dich sehen
edele sprunge âne liegen“.
Si wolden beide einander betriegen.
Reinhart lief sînem neven nâch,
dône was dem vordern nicht gâch.
Diepreht über die vallen spranc
und gestuont âne widerwanc,
an sînen neven stiez er sich.
deiswâr, daz was nicht unbillich,
der vuoz im in die vallen quam. (345—55).

Minder vollständig gelang es dem Dichter, das Rabenabenteuer seinem Plane anzupassen; aber er lässt wenigstens R. des erlisteten Käses nicht froh werden, wenn auch der Rabe nicht selbst die Ursache hiervon ist, sondern Jäger und Hunde, die gerade des Weges kommen:

dô wold imbîzen Reinhart,
dô was komen ûf sîne vart
ein jeger mit hunden vil guot (285—87).

Dass aber die Verfolgung Reinharts durch Jäger und Hunde gerade an dieser Stelle verwandt wurde, hat eben seinen Grund in der Absicht des Dichters, R. den Erfolg seiner List nicht geniessen zu lassen und dadurch den Grundgedanken des Abenteuers soviel wie möglich dem der übrigen anzunähern. Wenn im RR. das Meisen- und das Katerabenteuer mit einer Verfolgung abschliessen, so musste eine solche dort dem deutschen Dichter nur als überflüssiges Anhängsel und als Überladung erscheinen. Vgl. S. 61.

Auch hier giebt uns der Dichter wieder ausdrücklich seine Absicht zu erkennen, indem er seinen Raben dem Fuchse nachrufen lässt:

„des ein gebûr dem andern tuot,
komet dicke lôn, des hoerich jehen.
neve, alsô ist in geschehen“ (298—300).

Was die Stellung des ganzen Vorspiels in der Dichtung des Glich. angeht, so ist es allem Anschein nach diese: Die Betrügereien und Schändlichkeiten, welche R. an I. und dem König verübt, sollen dadurch in einem um so schlimmeren Lichte und um so schmachvoller für die Betroffenen erscheinen, dass der Betrüger zuvörderst in Situationen ge-

stellt wird, in denen sich seine Liste selbst kleinem Volke gegenüber als unzureichend erweisen; in denen sich zeigt, dass selbst der Geringste ihn nicht nur zu durchschauen, sondern auch mit gleichen Kniffen zu täuschen vermag.

B.

REINHARTS BUHLSCHAFT MIT DER FRAU ISENGRINS.

Als Hauptgegenstand des zweiten Teils wurde schon Reinharts buhlerisches Verhältnis zu Isengrins Frau angegeben. Neben diesem her läuft aber der immer feindseliger werdende Verkehr zwischen R. und I. selbst, welchen wir als Nebenhandlung bezeichnet und in der Tabelle dargestellt haben. Die wesentlichsten Gründe für diese Sonderung der beiden Handlungen und die Unterordnung der einen unter die andere sind mir, abgesehen von den Aussagen des Dichters selbst,

1. die Thatsache, dass die Buhlschaft Reinharts in drei eine Steigerung enthaltenden Akten dargestellt ist: VV. 385—442 (I), . . 563—634 (II) und 1061—1238 (III), von denen der erste das ganze Drama eröffnet, der letzte es abschliesst, und der zweite die Stelle in der Mitte einnimmt, derart, dass der zweite von dem ersten und der dritte von dem zweiten durch je zwei Abenteuer der Nebenhandlung getrennt ist (s. die Tabelle);

2. die Thatsache, dass diese drei Akte des Buhlschaftsdramas sämtlich ihre Quelle in RR. II 1027—1396 haben, dem einzigen Teil der französischen Sammlung, welcher Liebeshändel zwischen R. und Hers. zum Gegenstande hat; dass also diese Branche, indem sie den zweiten Teil des RF. zugleich eröffnet und abschliesst, den eigentlichen Inhalt desselben bildet, und die Abenteuer der Nebenhandlung gleichsam zwischen die einzelnen Stücke der Branche II 1027 ff. eingeschaltet sind.

Das Folgende hat hierüber nähere Auskunft zu geben.

I.

Die Verse 385—442 des RF. sind nach unserer Tabelle aus dem ersten Stück von II 1027 ff. geschöpft, etwa bis V. 1097. Dies haben wir zunächst zu erweisen.

Es sind die zwischen den beiden Scenen sich findenden Übereinstimmungen, welche verbürgen, dass die deutsche aus der französischen hervorgegangen ist. In beiden Dichtungen folgt die fragliche Scene (Renarts Werbung um Hersent) unmittelbar auf die soeben besprochene Gruppe der vier Abenteuer Renarts mit kleineren Tieren, wobei Zufall nicht wahrscheinlich ist. In beiden Dichtungen spielt sie sich ab während der Abwesenheit des auf die Jagd ausgezogenen I., welcher am Schlusse derselben hier ohne Beute, dort mit Beute beladen zurückkehrt. RF. 413—15:

eines tages, dô ez alsô quam,
Îsengrîn sîn süne zuo im nam
und huop sich durch gewin in daz lant.

und 440—44:

Nû quam her Îsengrîn, ir man,
— — — — — — — — — —
Îsengrîn âne roup quam,
der hunger im die vreude benam.

RR. II 1156—61:

Atant estez vous que repaire
Dant Ysengrin a sa maisniee
Qui souz la roche est entesniee.
Tant a couru, tant a tracie
Et tant pourquis et pourchacie
Que touz est charchie de vitaille.

Wichtiger aber ist, dass die Stelle in beiden Gedichten den Anfang der Feindschaft zwischen I. und R. darstellen soll. Schon in der Einleitung der französischen Branche ist das ausgesprochen (II 19—22):

Or oez le commencement
Et de la noise et du content,
Par quoi et por quel mesestance
Fu entr'eus deus la desfiance.

Ferner zu Anfang unserer Begebenheit, besonders in den Versen 1032—36:

La li avint une aventure,
De quoi li anuia et poise.
Car par ce conmenca la noise
Par mal pechie et par dyable
Vers Ysengrin le connestable.

Freilich führt, was auf SS. 46 f. erklärt wurde, das französische Gedicht diesen Gedanken nicht so konsequent durch wie das deutsche, indem dort auf Isengrins Seite doch ein Hass gegen R. vorausgesetzt wird, der auf dem Verdacht beruht, dass letzterer mit des ersteren Frau in intimen Beziehungen stehe, ein Verdacht, der jedoch, wie R. aussagt und Hers. bestätigt, bis jetzt ganz unbegründet ist:

„Mais dites moi de ce que monte
De vous requerre de folie?"
— — — — — — — — — —
Quant Hersent entent la nouvelle,
— — — — — — — — — —
„Certes mar en fui mescreüe . . .
Onc mais n'i pensai vilanie". (II 1094—1106).

Das führt uns zu der Verschiedenheit der beiden Scenen. Wir wissen schon, dass der deutsche Dichter die Wurzeln seiner Erzählung nicht in der Tradition stecken lassen konnte. Von Beziehungen, die den von ihm mitgeteilten vorausliegen, und wie sie die Verse II 1042. 43, 1064, 1070—73, 1076—97 des RR. enthalten, kann bei dem Glich. nicht die Rede sein; er muss uns nicht nur den thatsächlichen Anfang der Buhlschaft Reinharts mit Hers. und seiner Feindschaft mit I., sondern den Anfang ihres Verkehrs überhaupt schildern und kann daher auch nicht, wie es das französische Gedicht thut, zunächst R. und Hers. allein, sondern muss alle drei miteinander auftreten lassen. So erklären sich alle Änderungen, die der deutsche Dichter mit der im RR. geschilderten Scene vornimmt. R., so erzählt er, trifft I. und bietet sich ihm zum Genossen an mit der Begründung, dass I. zwar stark sei, aber auch von vielen gehasst werde, und dass er ihm daher mit seiner Verschlagenheit gute Dienste leisten könne; I. nimmt ihn, nachdem er sich mit seiner Familie besprochen, zum Gevatter an, und das ist der erste Schritt in den verhängnisvollen Beziehungen beider zu einander:

des wart er sît vil unvrô.
Reinhart wante sîne sinne
an Hersante minne
vil gar und den dienest sîn.
dô hât aber her Îsengrîn
ein übel gesinde ze ime genomen,
daz muoste im ze schaden komen. (406—12).

Nachdem I. (damit die folgende Scene möglich werde) mit seinen Söhnen auf Beute ausgezogen und seine Frau dem Schutze seines neu erworbenen Genossen und Gevatters anvertraut hat, findet alsbald Reinharts erste Werbung um Hers. statt. VV. 419—42:

Reinhart warp umb die gevateren sîn,
dô hât aber her Îsengrîn
einen übelen kameraere.
hie hebent sich vremdiu maere.
— — — — — — — — — —

Damit kommen wir nun zu der wichtigsten Abweichung des Glich. von seiner Quelle. Im RR. ist die Geschichte von der Buhlschaft Renarts in dem 370 Verse umfassenden zweiten Stück der Branche II vorgetragen; nach dem Plane des Glich. soll sie sich, wie gesagt, als die Haupthandlung des ganzen zweiten Teils seiner Dichtung auch über diesen ganz erstrecken. Das bedeutet aber, da dieser Teil den beiden anderen an Umfang nicht um ein beträchtliches nachstehen und dadurch unbedeutend erscheinen durfte, zunächst ganz äusserlich eine Auseinanderziehung auf eine weit grössere Anzahl von Versen, als die 370 des RR. Bedenken wir, dass die Erzählungsweise des RF. eine viel gedrängtere ist, als die des RR., so war das einzige Mittel, um die erforderliche grössere Ausdehnung zu erreichen, die Zerstückelung des Ganzen und die Einschiebung neuen Inhaltes in die Zwischenräume. Nun erzählt unsere Branche des RR., wie R. durch den Zufall in Isengrins Höhle geführt wird und Hers., die mit den Jungen allein zu Hause ist, ihm ihre Liebe gewährt; wie die von R. verhöhnten Jungen dem heimkehrenden Vater mitteilen, was geschehen ist; wie dann I. und Hers. gemeinsam R. verfolgen und letzerer die Hers. in seiner Behausung schändet. Diese Er-

zählung teilt sich von selbst in zwei Teile: die Scene in Isengrins und die in Renarts Höhle. Der Glich. konnte aber, wie wir gesehen haben, nicht einen dem Erzählten vorausgegangenen minder intimen Verkehr zwischen R. und Hers. voraussetzen, wie es die franz. Branche thut. Indem er uns also die erste Bekanntschaft beider und Reinharts erste Werbung schildert, gewinnt er einen dritten Vorgang. So entstehen die drei von uns mit I, II und III bezeichneten Scenen: I entsprechend Branche II 1027—ca. 1097 nebst den hier in der Tradition liegenden Voraussetzungen: II entsprechend Branche II ca. 1098—1210: III entsprechend Branche II 1211 ff.

Es fragt sich jetzt: welches musste der Verlauf der ersten Scene sein, mit der wir es hier zunächst zu thun haben? Das ergab sich dem Dichter daraus, dass die drei Scenen eine Steigerung darstellen sollten. Die dritte schildert dem RR. zufolge eine gewaltsame Schändung der Hers. vor Isengrins Augen: die zweite ein erfolgreiches Werben: also konnte die erste nur ein erfolgloses Werben enthalten. Erfolglos aber nicht bloss äusserer Hindernisse wegen: denn von dem Standpunkt der Hers. aus betrachtet schildert ja die dritte Scene eine Überwältigung durch R. gegen ihren Willen, die vorhergehende eine freiwillige Vereinigung: also konnte wiederum die dieser vorausgehende und erste Hers. sich nur ablehnend verhalten lassen. Diese beiden Gesichtspunkte wurden für die Gestaltung der Scene massgebend. Hers. spielt bei Reinharts erster Werbung die Spröde:

„tuo zuo, Reinhart, dînen munt",
sprach hern Îsengrînes wîp,
„mîn hêrre hât sô schoenen lîp,
daz ich wol vriundes sol enbern.
wold aber ich deheines gern,
sô waerest dû mir doch ze swach." (428—33).

Und als R. grade im Zuge ist auseinanderzusetzen, wie ehrlich er es meine, wird das weitere durch die Rückkehr Isengrins abgeschnitten:

dô tet der höbischaere
als der rede niht enwaere. (441. 42).

Dass aber die Weigerung der Hers. nicht allzu ernst gemeint ist, lässt uns der Dichter daraus erraten, dass auch sie es nicht für nötig hält, ihrem Gatten den Vorfall mitzuteilen. Zugleich erkennen wir aus dem Ton der VV. 411. 12 und daraus, dass das vorausgehende Gespräch zwischen R. und Hers. gar nicht zu einem Abschluss gebracht ist, aufs deutlichste, dass mit dieser Scene die Beziehungen zwischen beiden nicht erledigt sind, dass dieselbe vielmehr bloss den Anfang dieser Beziehungen darstellt.

Wenn wir nun vorhin die Rücksicht auf den Umfang des zweiten Teils als Grund für die Auseinanderrückung der drei Scenen angegeben haben, so ist das doch nur die äussere Seite der Sache. Der tiefer liegende Grund ist der, dass ein Drama, wie das zu schildernde, beginnend mit der ersten Bekanntschaft und endigend mit der ärgsten Verhöhnung häuslicher Ehre, sich nicht in dem kurzen Zeitraum etwa eines einzigen Tages abspielen konnte, wie die beiden Scenen des RR.: es musste sich vielmehr im Verlaufe eines längeren Verkehrs Reinharts mit I. und dessen Familie entwickeln. Hier boten sich nun willkommen diejenigen Abenteuer des RR. dar, in denen Fuchs und Wolf die handelnden Personen sind. Da in allen diesen Geschichten I. durch Renarts Schuld zu Schaden kommt, so konnten dieselben, in die Haupthandlung eingefügt, diese zugleich von einer neuen Seite beleuchten. Reinharts Verhältnis zu Isengrins Frau musste um so frecher erscheinen, je mehr zugleich I. selbst von R. verspottet, verhöhnt, geschädigt wird.

Die Sonderung des Inhalts des zweiten Teils in eine Haupt- und eine Nebenhandlung haben wir vorgenommen auf Grund der eigenartigen Umgestaltung des französischen Gedichtes durch den Glich. Aber wir erkennen auch aus den eigenen Worten des Dichters deutlich, dass der Hauptinhalt des zweiten Teils für ihn in dem buhlerischen Verhältnis Reinharts zu Isengrins Frau besteht. Es kommen hierfür besonders die Verse 404—12 in Betracht. Die VV. 404—6:

sie wurden alle des enein,
daz er in ze gevateren naeme dô.
des wart er sît vil unvrô

bezeichnen zunächst ganz allgemein den Gegenstand des zweiten Teils: das Leid, welches Isengrin daraus erwächst, dass er R. zu seinem Gevatter annimmt. Indem aber der Dichter alsbald in den folgenden Versen dieses Leid Isengrins näher bezeichnet und sagt:

Reinhart wante sîne sinne
an Hersante minne
vil gar und den dienest sîn,

spricht er damit aus, dass es ihm durchaus nicht auf das ankommt, was I. selbst von R. zu erfahren hat, sondern lediglich auf das, was letzterer an Isengrins Frau verübt. Dass es sich in den genannten Versen in Wirklichkeit um eine Ankündigung des Inhalts des ganzen zweiten Teils und nicht etwa bloss der unmittelbar folgenden Scene zwischen R. und Hers. (bis V. 442) handelt, das geht ganz klar aus zwei Thatsachen hervor. Einmal wird jene Ankündigung in der ersten Scene noch gar nicht erfüllt. Wohl wird uns in dieser Scene geschildert, wie Reinhart „sîne sinne an Hersante minne" wandte; aber I. erfährt ja von dem ganzen Vorgang nicht das geringste. Das Wort des Dichters:

des wart er sît vil unvrô (406)

erfüllt sich also in dieser Scene durchaus nicht, kann sich daher auch unmöglich auf dieselbe beziehen.

Aber der Dichter giebt uns nicht nur zu erkennen, dass der zu Anfang gegebenen Ankündigung mit der ersten Scene nicht entsprochen ist, sondern er bezeichnet uns auch (und das ist der zweite Punkt) ganz ausdrücklich und unverkennbar diejenige Stelle seiner Dichtung, an welcher die Erfüllung jener Ankündigung eingetreten, der Inhalt des durch dieselbe eröffneten Teils also abgeschlossen ist. Den Versen 404—12 entsprechen nämlich am Schlusse des zweiten Teils der Dichtung deutlich die VV. 1217—25:

Îsengrîn sprach „deiswâr,
ver Hersant, nû sint ez siben jâr,
daz ich iuch ze mîner ê nam.
dô was manec tier lussam
unser beider künne,
sît hât wir ensamet wünne.
nû hât uns gehônet Reinhart,

1224 owê, daz er ie unser gevater wart!
ichn mac es niemer werden vrô".

Insbesondere entsprechen die VV. 1224. 25 genau den Versen 404—6: was der Dichter in diesen vorausgesagt, wird in jenen als eingetroffen bezeichnet; und da an beiden Stellen nur von Reinharts Treulosigkeit gegen Hers, als der Ursache von Isengrins Kummer die Rede ist, so ist klar, dass wir darin den eigentlichen Inhalt des von beiden eingeschlossenen Teiles unserer Dichtung zu erblicken haben. Vgl. SS. 88 f.

In welcher Weise die Nebenhandlung in die Haupthandlung einmündet und wie sie dazu beiträgt, die Schlussscene der letzteren herbeizuführen, darüber später.

Hier nur noch einige Bemerkungen über den zwischen I und II eingeschalteten Teil der Nebenhandlung. Die Verse 443—50, d. h. die Erzählungen von dem durch Reinharts List erbeuteten Schinken und von dem im Klosterkeller sich betrinkenden und von Mönchen zerschlagenen Wolf, sind von dem Dichter als zusammengehörig, als eine einzige Geschichte gedacht. Das erhellt aus dem V. 488, wo von I., nachdem er den Schinken verzehrt hat, ohne R. etwas davon übrig zu lassen, gesagt wird:

dô wester niht den nâchklanc.

Und auch stofflich zeigt sich der enge Zusammenhang beider Teile darin, dass I. nach der Verspeisung des Schinkens über Durst klagt, worauf R. ihm Wein zu verschaffen verspricht und ihn samt seiner Familie in den Klosterkeller führt:

„mich dürstet sêre", sprach Îsengrîn.
„wellet ir trinken wîn?"
sprach Reinhart, „des gibich iu vil".
— — — — — — — — — — — (499—501).

Der Dichter will also darstellen, wie R., von I. betrogen, ihm aus Rache dafür zu Schaden bringt. Diese Verknüpfung der beiden Geschichten ist für die Absicht des Dichters sehr charakteristisch; sie ist uns ein ausdrücklicher Beweis dafür, dass das Schinkenabenteuer für sich allein genommen von dem Standpunkt des Glich. aus unvoll-

ständig ist, dass es ihm also nicht auf den Verkehr zwischen R. und I. überhaupt ankam, sondern auf die Schädigung des letzteren durch ersteren. Im Schinkenabenteuer ist umgekehrt R. der Geschädigte: es bedurfte also der Ergänzung durch das Abenteuer von der Trunkenheit Isengrins.

Der Umstand nun, dass der durch den Schinken verursachte Durst die Veranlassung der Geschichte von der Trunkenheit Isengrins ist, gewährt uns einen Anhaltspunkt für die Bestimmung der Herkunft dieser Erzählung. Martin zieht zum Vergleich Branche XIV 202 ff. heran, ohne dieselbe damit als Quelle bezeichnen zu wollen, da er vielmehr dieser Branche ein jüngeres Datum zuschreibt als dem RF. In der That stimmt auch die Erzählung des RF., abweichend von dieser Branche, zu sehr mit einer anderswo berührten Geschichte überein, als dass sie ohne Kenntnis dieser letzteren Stelle gedichtet sein könnte. Es sind die VV. 704—30 der Branche VI, auf die auch Jonckbloet (S. 119) hinweist als eine „allusion au récit primitif", die ich aber als die eigentliche Quelle für den deutschen Dichter ansehe. Während nämlich die Branche XIV berichtet, wie Primaut von R. in eine Kirche geführt und trunken gemacht wird, wie er sich dann von ihm mit dem Priestergewand bekleiden und scheren lässt, wie er endlich die Glocken läutet, Messe singt und von den herbeieilenden Priestern zerschlagen wird, — heisst es in den genannten Versen der Branche VI fast ganz entsprechend unserer Erzählung: I. hat eines Tages, nachdem er einen Schinken verzehrt, grossen Durst; da führt ihn R. in einen Keller, von dem er Kellermeister zu sein behauptet; I. betrinkt sich und rühmt sich ohne Buch singen zu können; auf sein Geheul eilen die Bauern herbei und prügeln ihn. Obwohl das Ganze auf 26 Verse zusammengedrängt ist und zwar in Form einer Beschwerde Isengrins gegen R., welchem Berichte dieser dann in der Absicht die Schuld von sich abzuwälzen noch Einzelheiten hinzufügt, so hat es der Glich. doch in kaum veränderter Gestalt aufgenommen. Hinzugefügt hat er nur die Vorwürfe der Söhne Isengrins (VV. 533—36), die Klage Isengrins (537—44) und die begütigenden Worte Reinharts (545—50): Zusätze eigener Erfindung,

die, wie wir auf S. 54 gesehen haben, durch die Anwesenheit der Familie Isengrins veranlasst sind und zugleich den Zweck haben, die Geschichte etwas auszugestalten und abzurunden. — Wenn nun die VV. 704—30 der Branche VI die Quelle für die Erzählung von Isengrins Trunkenheit sind, so dürfen wir daraus schliessen, dass die ganze 6. Branche zum Inhalt der Vorlage des Dichters gehörte. Der Umstand, dass er von der Branche keinen weiteren Gebrauch macht, findet seine Erklärung darin, dass ihr Inhalt ihm sonst nichts darbot, was sein Plan ihm in seine Dichtung aufzunehmen erlaubt hätte.

Über das Wallfahrtsabenteuer s. II.

II.

Von dem letzten Abenteuer des ersten Teiles, dem von der Wallfahrt, sind uns nur die ersten 12 Verse erhalten; nach V. 562 (resp. 552) bieten beide Handschriften des RF. eine Lücke dar und beginnen dann wieder damit, dass sie erzählen, wie I. von seinem Gevatter oder durch dessen Schuld blutig geschlagen, sich in Klagen über sein Leid ergeht. Es entsteht die Frage: Welches Inhalts waren die verlorenen Verse?

J. Grimm (RF. SS. CIII f.) und Martin (Obs. p. 105) vermuten, dass in den fehlenden Versen nur von der Wallfahrt erzählt worden sei, und dass I. die Wunde, mit der wir ihn nachher wieder antreffen, bei dieser Begebenheit erhalten habe. Dieser Annahme stellen sich aber Bedenken entgegen. Es findet sich nämlich weder am Schluss noch im Verlauf der französischen Darstellung der Wallfahrt ein Anknüpfungspunkt für die VV. 563 ff. des RF. Der RR. berichtet, wie R. mit seinen Reisegenossen in der Wohnung des abwesenden Wolfes einkehrt; wie letzterer, als er zurückkommt, auf Anstiften des Fuchses von dem Widder jämmerlich zerschlagen wird; wie Hersent, die mit ihm zurückgekehrt war, die übrigen Wölfe des Waldes zur Hilfe herbeiruft und mit ihnen die flüchtigen Pilger verfolgt; wie diese, die in ihrer Not einen Baum erstiegen hatten, einige der darunter lagernden Wölfe totfallen und dadurch die

ganze Rotte in Schrecken setzen und in die Flucht jagen. Nun ist aber im RF. nicht von einer Schar von Wölfen die Rede, sondern ganz allein von Isengrin:

> sînem gevateren er entweich.
> Îsengrîne von dem bluote entsweich (563. 64).

Ferner, was wichtiger ist, hat Hersent in dem unmittelbar vor V. 563 Erzählten keine Rolle gespielt; sie ist bei dem in VV. 563—606 Berichteten nicht zugegen und wird erst durch das Klagen Isengrins herbeigerufen:

> Îsengrîn hiulet ze hant.
> vil schiere quam ver Hersant,
> alsô tâten ouch sîn süne dô. (607—9).

Bei ihrem Anblick empfindet I. starken Trost und klagt ihnen das ihm von R. zugefügte Leid, von dem sie also doch nichts wissen:

> des was her Îsengrîn vil vrô.
> weinende er zuo in sprach
> „alsus gerne ich iuch nie gesach,
> lieben süne unde wîp,
> ich hân verlorn mînen lîp.
> daz hât mir Reinhart getân,
> daz lât im an sîn leben gân“. (610—16).

Lässt uns diese Abwesenheit sowohl der Hers. wie der übrigen Wölfe nach der Lücke erkennen, dass, wäre nur das Abenteuer von der Wallfahrt verloren, dieses sicherlich nicht in der Vollständigkeit der französischen Darstellung, sondern in gekürzter Gestalt vorhanden gewesen sein, d. h. mit der Überlistung und Misshandlung des nicht von Hers. begleiteten Wolfes abgeschlossen haben müsste; so verhindert uns wiederum ein anderer Umstand die VV. 563 ff. an diesen ersten Teil der Erzählung, also etwa an VIII 372 anzuknüpfen. Denn auch R. hat ja I. allein gegenübergestanden, nicht an der Seite seiner Reisegenossen. Nur von ihm spricht der Dichter, wenn er V. 563 sagt:

> sînem gevateren er entweich,

während doch im RR. I. gar nicht von R., dem blossen Anstifter der List, sondern von Belin, dem Widder, zerschlagen wird. Nur über R. beklagt sich auch I. seiner Frau gegenüber, VV. 614—16:

„ich hân verlorn mînen lîp.
daz hât mir Reinhart getân,
daz lât im an sîn leben gân".

Desgleichen spricht R. in den Versen 667—69, die sich, da ein anderes dieser Art noch nicht erzählt ist, nur auf unser Abenteuer beziehen können, nur von sich selbst:

„dû woldest mir ân schulde
versagen dîne hulde
und woldest mir nemen daz leben".

Dazu Isengrins Antwort (VV. 670—72):

„ich wil dir vergeben,
ob dû mir iht hâst getân,
daz ich dich müge ze gesellen hân".

Und auch von Reinhart allein wird gesagt, was er nach der in den letzten der verlorenen Verse erzählten Misshandlung Isengrins thut:

Reinhart zôch ze neste,
er vorhte vremde geste. (635. 36).

Es wäre ein unbegreiflicher Mangel, wenn der Dichter für den Fall, dass diese Misshandlung Isengrins mit der ihm im RR. von dem Widder zugefügten identisch wäre, zu berichten unterlassen hätte, was nach derselben aus der Pilgerschaft wurde, wie dies der französische Dichter in den VV. 447 ff. thut. Vorher kann davon nicht die Rede gewesen sein, weil I. dem V. 563 zufolge sich gerade eben von dem Fuchse losgemacht hat.

Fassen wir alles zusammen, so müssen die VV. 563—76 den Abschluss eines Abenteuers bilden, das sich allein zwischen I. und R. abspielt, ohne irgendwelche weiteren Teilnehmer — demnach nicht desjenigen von der Wallfahrt. Wenn J. Grimm in seinem Sendschreiben an Karl Lachmann über Reinhart Fuchs SS. 7 f. die Zahl der verlorenen Verse richtig auf 140 berechnet, so spricht das ja auch dafür, dass nicht die Wallfahrt allein fehlen kann. Denn diesen 140 Versen würden nur etwa 200 im RR. gegenüberstehen, VIII ca. 173—372, da der Anfang der französischen Branche fehlt und auch die VV. 373 ff. in diesem Falle, wie wir gesehen haben, nicht vorhanden gewesen sein könnten. Es müsste also an

dieser Stelle eine Breite der Erzählung gewaltet haben, die sich mit der meist auf die Hälfte der Verszahl der entsprechenden französischen Stellen reduzierten Darstellung in den übrigen Teilen des Gedichtes nicht wohl vereinbaren lässt.

Für die nähere Bestimmung des Inhalts der verlorenen Verse gewähren uns nun die Nennung des Künin und die Beschuldigung der Hersant durch dieses Tier einen Anhalt. Es ist auf SS. 43 f. darauf hingewiesen worden, dass der Glich. einzig und allein Isengrin derart einführt, dass wir aus seinem Eigennamen entnehmen müssen, welches Tier gemeint ist; in allen übrigen Fällen werden wir darüber entweder durch den beigefügten Gattungsnamen oder den Zusammenhang der Stelle aufgeklärt. Nun heisst es aber V. 577:

Dise klage gehôrte Künîn,

ohne dass uns mitgeteilt wird, welchem Tiere dieser Name angehört; und doch kann es kein bekannter Name sein, denn er findet sich sonst nirgends wieder, und wir können auch nicht mit Bestimmtheit sagen, welches Tier er bezeichnet (J. Grimm RF. S. CCXXIII vermutet den Affen). Es ist daher mehr als wahrscheinlich, dass der V. 577 nicht die erste Stelle ist, an der Künin genannt wird; er ist gewiss in den verlorenen Versen schon einmal aufgetreten und dort auch mit seinem Appellativnamen genannt worden.

Dieser Künin nun zeiht in den Versen 578—90 Isengrins Frau des Ehebruchs mit Reinhart:

— — — — — — — — — — —

„si enhât sich nicht sô wol behuot,
als ich dich iezuo hoere jehen.
ich hân zwischen iren beinen gesehen:
Reinhart hât si gevrît,
ich enaz, noch entranc sît“.

— — — — — — — — — — —

Das kann unmöglich als eine leere Verleumdung aufgefasst werden; denn es müsste in diesem Falle in irgend einer Weise darauf hingewiesen sein, etwa auf diese Art: Künin freute sich über den Schmerz Isengrins und beschloss denselben dadurch noch zu erhöhen, dass er seine Frau ver-

leumdete. Und ferner, welche Absicht hätte den Dichter bewegen können, eine falsche Beschuldigung gegen Hers. erheben und von dieser zurückweisen zu lassen, die für keinen Teil irgendwelche Folgen hat? Nur der Zusammenhang des Ganzen kann dem Dichter diesen Zusatz, für den ihm die Quelle keinerlei Anhalt bot, und insbesondere den Einführung einer ganz neuen Gestalt, der des Künin, abgenötigt haben, und ich sehe nicht, welche Rolle eine unbegründete Verleumdung in diesem Zusammenhang spielen sollte. Daher muss die Beschuldigung der Hers. durch Künin begründet sein: Hers. muss ihrem Gevatter zu Willen gewesen sein, und Künin dieser Scene als Zuschauer beigewohnt haben, jedenfalls auf einem Baume sitzend, wie auch nachher, wenn I. zu ihm sagt (603. 4):

„und haet ich dich hie nidere,
dû quaemest niemer widere“.

Darauf, dass Hers. nicht frei von Schuld ist, weist auch der Ton ihrer Entgegnung auf Isengrins Worte hin:

ver Hersant dô sprach
„ich bin, diu Reinharten nie gesach,
weiz got, bî drîn tagen.
her Îsengrîn, ich sol iu sagen,
lât iuwer veltsprâchen sîn“. (627—31).

Statt I. zu trösten und ihm zu sagen, dass er recht daran thut Künin nicht zu trauen, macht sie ihm Vorwürfe und sucht rasch über die Angelegenheit hinwegzukommen: gewiss dürfen wir daraus schliessen, dass sie sich schuldig fühlt.

Wir haben also hier den zweiten Akt des Buhlschaftsdramas vor uns, geschöpft aus II ca. 1098—1210 des RR. In der That stimmen die beiden Scenen, soweit die deutsche vorhanden ist, auch im einzelnen überein. Auf die Worte, welche I., nachdem er die Schuld seiner Frau erfahren, an diese richtet (RR. II 1176—89, RF. 617—26), lassen beide Dichter Hers. mit allgemeinen Entschuldigungen antworten, die das böse Gewissen durchblicken lassen und daher, wie gesagt, für den RF. zugleich mitbeweisen, dass die Beschuldigung durch Künin nicht unbegründet ist. Den so-

eben angeführten VV. 627—31 des RF. entsprechen im RR. II 1193—1203:

> „Sire“, fait elle, „vous diroiz:
> Courouciez estez, n'est pas droiz
> Que vous moustrez ici vostre ire.
> Que se me lessiez escondire
> Par serement ne par joïse,
> Jel feroie par tel devise,
> C'on me feïst ardoir ou pendre.
> Se ne m'en pooie desfendre.
> Si vous affi enseurquetout
> Que mon pooir ferai de tout
> De ce que voudrez commander“.

Und in beiden Gedichten lässt sich I. durch diese Worte seiner Frau beruhigen. RR. II 1204—6:

> Cilz ne set plus que demander.
> Il ot que ele dit assez
> Ses mautalens fu trespassez.

RF. 632—34:

> dô wart geleckt her Îsengrîn
> beidentnalp, dâ er was wunt,
> dô wart er schiere gesunt.

Die von dem Glich. vorgenommene Umgestaltung seiner Vorlage wird sich wesentlich auf zwei Punkte erstrecken, wo sie uns auch mit Rücksicht auf den Plan des Dichters begreiflich erscheint: die Hinzufügung einer feindseligen Begegnung des Fuchses und Wolfes und die Einführung der Gestalt des Künin. Um mit letzterem zu beginnen, so vertritt Künin allem Anschein nach die Stelle der Söhne Isengrins im RR. Die Söhne sind im RR. bei der Ehebruchscene zugegen und durch sie erhält I. Kunde von derselben (II 1044—47, 1121—71): im RF. spielt Künin die gleiche Rolle. Diese Änderung hat ihren Grund in Folgendem. Wenn Isengrins eigene Söhne die Mutter des Ehebruchs beschuldigen, so kann für den Vater kein Zweifel an der Wahrheit ihrer Aussage bestehen: das passt durchaus für den RR., wo sich die Verfolgung Renarts durch I. und Hers. und die Schändung der letzteren unmittelbar anschliessen. Aber der deutsche Dichter will ja I. in der zweiten Hälfte der Nebenhandlung von neuem in zunächst freundschaft-

liche Beziehungen zu R. bringen. Er kann daher I. die Schuld seiner Frau unmöglich durch seine eigenen Söhne erfahren lassen; es muss ein anderer Ankläger sein, damit Raum für den Zweifel bleibt und die Beschuldigung auch von Hers. als verleumderisch zurückgewiesen werden kann. Vgl. die VV. 598—601:

„dar zuo hâstu mir geseit
mit **lügene** leidiu maere,
ob **ich so tôreht waere,**
daz ichz für wâr wolde hân".

VV. 623—26:

„ez waere mir iemer swaere.
wan daz man einem lügenaere
niemer niht gelouben sol,
ich drouwete ime entriuwen wol".

VV. 628—31:

„ich bin, din Reinharten nie gesach,
weiz got, bî drîn tagen".
— — — — — — — — — —

In den zuletzt angeführten Versen leugnet Hers. jede Beziehung zu R., was sie im RR. nicht thun kann, weshalb dort auch ihre Entgegnung darauf hinausläuft, dass die Schuld allein auf Renarts Seite liege, und dass sie in Zukunft mehr auf ihrer Hut sein wolle.

Die zweite Änderung besteht in der Hinzufügung der Scene zwischen I. und R., deren Schluss die VV. 563—76 bilden. Der Zusammenhang ist vermutlich dieser: Nachdem R. von Hers. geschieden, wie RR. II 1151—55 erzählt wird:

— — — — — — —
Moult tost se rest mis a la voie
Le col baissie que nulz nel voie.
Si repourchace son affere —

trifft er mit I., der, ebenfalls wie im RR. (II 1156—62), von einem Beutezug zurückkehrt, in der Nähe von dessen Wohnung zusammen: es kommt zu einem Streite zwischen beiden und es gelingt R. seinen Gevatter zu überwältigen und blutig zu schlagen. Darauf ergreift er die Flucht:

sînem gevateren er entweich (V. 563).

Die VV. 667—69:

> „dû woldest mir ân schulde
> versagen dîne hulde
> und woldest mir nemen daz leben“,

welche sich, wie ich schon oben bemerkt habe, nur auf diesen Vorgang beziehen können, bestätigen, dass in der That ein Streit zwischen R. und I. stattgefunden hat. Und dass dieser Streit wirklich unmittelbar auf die Ehebruchscene folgte, geht aus den Worten Künins hervor, VV. 587. 88:

> Reinhart hât si gevrît,
> ich enaz, noch entranc sît.

Da nun die Scene (die wohl kurz und ohne Nebenumstände dargestellt war) im Verlauf der Erzählung dieselbe Stelle einnimmt wie im RR. die Schändung der jungen Wölfe durch R. (II 1121—35), nämlich zwischen Renarts Trennung von Hers. und der Mitteilung des Geschehenen an I., so lässt sich vermuten, dass dieselbe einen gewissen Ersatz für diese Misshandlung der Jungen bieten soll, die ja der Dichter, wie wir soeben gesehen haben, entfernen musste, weil dem Vater nicht durch seine eigenen Söhne, sondern durch einen minder glaubwürdigen Zeugen die Untreue seiner Frau berichtet werden musste. Wie jene Scene im RR. den Eindruck der Treulosigkeit und Frechheit des Fuchses noch verstärkt, so sollte auch im RF. die That Reinharts dadurch noch schamloser erscheinen, dass dieser den eben erst betrogenen Ehemann auch noch schändlich misshandelt. Zugleich aber trägt diese Begebenheit, indem sich durch sie die Gegensätze scharf zuspitzen, sehr dazu bei, den Grundgedanken des Ganzen klar hervortreten zu lassen. Nur unter diesem Gesichtspunkt begreifen wir, warum der zerschlagene I. die eheliche Treue seiner Frau so nachdrücklich hervorhebt, VV. 565—76:

> — — — — — — — — — — —
> „(si) hât sich wol behuot
> vor aller slahte üppicheit,
> ir was ie diu bôsheit leit,
> — — — — — — — — — — —
> si nimet niht keinen andern man“

Wir würden das gar nicht verstehen, wenn der Dichter nicht durch diese Verse und damit durch die ganze Scene einen Gegensatz zu der unmittelbar folgenden Beschuldigung der Hers. durch Künin herstellen wollte: in dem Augenblick, wo I. den stärksten Trost in dem Gedanken an die Treue seines Weibes empfindet, erfährt er, dass sie ihm untreu ist.

Der Inhalt des zweiten Aktes der Buhlschaft stellt sich somit folgendermassen dar: Hers. erhört die erneute Werbung Reinharts und ist ihm zu Willen, eine Scene, welche Künin (RR.: Isengrins Söhne) mit ansieht; nachdem R. geschieden, trifft er mit I. zusammen und schlägt ihn todwund (RR.: Misshandlung der Jungen); als I. sich in seinem Jammer durch den Gedanken an die Treue seines Weibes tröstet, teilt ihm Künin (RR.: Isengrins Söhne) mit, was er gesehen; I., ungewiss, ob er diese Kunde für wahr oder falsch halten soll, ruft durch sein Klagen Frau und Kinder herbei, wird von ersterer, die behauptet R. in drei Tagen nicht gesehen zu haben, beruhigt und dann von allen gesund geleckt.

Zwischen den zweiten und dritten Akt der Buhlschaft ist nun die zweite Hälfte der Nebenhandlung eingeschoben, das Abenteuer von den Aalen und dem Fischfang und das Brunnenabenteuer umfassend.

Dass die Geschichten von den Aalen und dem Fischfang im RF. strenger als im RR. als eine Einheit dargestellt sind, wurde auf SS. 55 ff. gezeigt. Erinnern wir uns, dass das Gleiche von dem Schinken- und Weinabenteuer gilt, so sehen wir, dass in der äusseren Anordnung überall die Zweizahl hervortritt: zuerst 2 × 2 Abenteuer des Vorspiels; dann in dem zweiten Teil zwischen I und II die Abenteuer 5 und 6, zwischen II und III die Abenteuer 7 und 8; endlich innerhalb des dritten Teils die zwei erfolglosen Sendungen an Reinhart, 9 und 10.

Die Darstellung der den zweiten Teil der Nebenhandlung bildenden Abenteuer bietet ausser der engeren Verknüpfung der Geschichten von den Aalen und dem Fischfang und dem, was sonst noch in dem ersten von der Form handelnden Abschnitt gesagt wurde, ebensowenig etwas Bemerkenswertes dar wie der erste Teil der Nebenhandlung.

Doch ist diese Thatsache selbst recht bemerkenswert. Starke und einschneidende Veränderungen erleiden nur die die Haupthandlung bildenden Teile, weil diese Haupthandlung das eigenste Werk des Dichters ist, dessen Gestaltung sich in jeder Beziehung seinen Absichten anpassen musste. Die Abenteuer der Nebenhandlung dagegen hatten sich nur der Form der ganzen Dichtung anzubequemen, wie wir in Abschnitt 1 gesehen haben, und mussten sich sonstige Änderungen nur dann gefallen lassen, wenn etwa eines derselben nicht genau dem Zwecke entsprach, dem es dienen sollte — das tritt recht deutlich in der innigen Verschmelzung des Abenteuers von der Trunkenheit Isengrins mit dem Schinkenabenteuer in dem ersten Teil der Nebenhandlung hervor.

Sehr charakteristisch ist aber doch noch der Schluss des letzten Abenteuers der Nebenhandlung, des Brunnenabenteuers. Hier bemerken wir, im Gegensatz zu dem sonst beobachteten Kürzungsverfahren, ausser dem schon im ersten Abschnitt (S. 57) Angeführten noch eine zwiefache Erweiterung gegenüber der Darstellung im RR. Zuerst die VV. 989 —1004, in denen sich der Dichter weitläufig über die „untriuwe“ äussert:

Reinhart tet im manegen wanc,
daz ist wâr. wâ was sîn gedanc
daz er sich sô dicke triegen lie?
diu werlt stât noch alsus hie,
daz manec man mit valscheit
überwant sîn arbeit
baz dan einer, der der triuwen pflac.
alsô stât ez noch vil manegen tac.
gnuoge jehent, daz untriuwe
sî iezunt vil niuwe.
weiz got, er sî junc oder alt
maneges nôt ist so manecvalt,
daz er waenet, „diz geschach niemanne mê“.
unser keime ist sô wê
von untriuwen, ern habe vernomen
daz manegem ist hie vore komen.

Sodann die eigentliche Schlussscene. Während I. im RR. am Schlusse der Erzählung seinem Sohne allein sein Leid

klagt, ist diese Scene im RF. in der Weise erweitert, dass hier auf sein Geheul seine ganze Familie herbeieilt und in ein allgemeines Klagen und in Drohungen gegen R. ausbricht (1034—60):

— — — — — — — — — — —

„lieben süne unde wîp",
sprach er, „ich hân mînen lip
von Reinhartes râte verlorn.
durch got, daz lât iu wesen zorn.

— — — — — — — — — —

er betrouc mich in den tôt.
von sîner untriuwe grôz
enphienc ich manegen slac und stôz.
der gesselleschafte moht niht mê sîn".
Reinharte drewete der bate sîn.
ir aller weinen wart vil grôz.

— — — — — — — — — —

Wir haben in diesen Erweiterungen einen Rückblick auf die Nebenhandlung und einen Abschluss derselben zu sehen. Indem der Dichter in den VV. 989—1004 sich in Klagen über die „untriuwe" ergeht, erfahren wir aus seinem eigenen Mund, dass er den ganzen (in der Nebenhandlung geschilderten) Verkehr zwischen R. und I. von diesem Gesichtspunkt aus selbst betrachtet und betrachtet wissen will, dass es ihm also nicht auf eine Verspottung des betrogenen I., sondern nur auf eine Schilderung und Geisselung der Treulosigkeit Reinharts ankommt. Und auch in den Versen 1034—60 wird noch einmal die „untriuwe" (1047) Reinharts als die Ursache aller Leiden Isengrins bezeichnet. Zugleich bilden diese Verse den eigentlichen Abschluss der Nebenhandlung. Sie wollen sagen: I. hat nun endlich erkannt, dass R. die Schuld an allem seinem Ungemach trägt, dass R. sein Feind ist, und dass von einem weiteren Verkehr zwischen beiden jetzt nicht mehr die Rede sein kann:

„der geselleschafte moht niht mê sîn" (1049).

Isengrin sucht seinen Feind nur noch, um Rache an ihm zu nehmen.

Daz urliuge was erhaben,

wie es in dem unmittelbar folgenden V. 1061 heisst.

In welcher Weise der zweite Akt der Buhlschaft mit dem ersten verknüpft gewesen, und welche Gestalt das letzte Abenteuer des ersten, das von der Wallfahrt, gehabt hat, darüber lässt sich nichts angeben.

III.

Über die Quelle des dritten Akts ist nichts zu sagen, es sind deutlich die VV. 1211 ff. der 2. Branche des RR. Auch die Darstellung zeigt keine charakteristischen Abweichungen. Jedoch verdient der Schluss besondere Beachtung. Wie nämlich die VV. 989—1004 und 1034—60 die Nebenhandlung abschliessen, so hat die in den VV. 1196—1238 enthaltene Scene die deutliche Bestimmung, den Abschluss des ganzen Buhlschaftsdramas zu bilden (vgl. das schon auf SS. 73—75 Gesagte). Indem der Dichter, auf den Anfang des Verkehrs zwischen R. und Isengrins Familie und noch darüber hinaus zurückblickt, fasst er unverkennbar den Gesamtinhalt des zweiten Teiles seiner Dichtung zusammen und spricht den Grundgedanken desselben aus:

> Îsengrîn sprach „deiswâr,
> ver Hersant, nû sint ez siben jâr,
> daz ich iuch ze mîner ê nam.
> dô was manec tier lussam
> unser beider künne,
> sît hât wir ensamet wünne.
> nû hât uns gehônet Reinhart,
> owê, daz er ie unser gevater wart!
> ichn mac es niemer werden vrô“ (1217—25).

D. h.: „Reinhart, den wir in gutem Vertrauen in unser Haus aufgenommen hatten, ist der Zerstörer unserer Ehre und unseres häuslichen Glückes geworden“. Hatten die VV. 404—12:

> sie wurden alle des enein,
> daz er in ze gevateren naeme dô.
> des wart er sît vil unvrô.
> Reinhart wante sîne sinne
> an Hersante minne
> vil gar und den dienest sîn.
> dô hât aber her Îsengrîn

ein übel gesinde ze ime genomen,
daz muoste im ze schaden komen

zu Anfang des zweiten Teils das Thema desselben angegeben, so sagen die VV. 1217—25 aus, dass sich jene zu Anfang gemachte Ankündigung nunmehr erfüllt hat. Insbesondere entsprechen sich, wie schon S. 75 hervorgehoben wurde, genau die VV. 405. 6 und 1221. 25.

Der Geschichte von der Schändung der Hersant geht nun im RF. der Schwur auf des Rüden Zahn voraus, welcher den Inhalt der Branche V[a] des RR. bildet. Welches ist die Bedeutung dieser Geschichte im RF.?

Gerade entgegengesetzt der Anordnung im deutschen Gedicht stellt der RR. die in Branche V[a] erzählten Vorgänge als eine Folge der Schändung der Hers. dar: I. zieht mit seinem Weibe zu Hofe, um Renart wegen des Ehebruchs zu verklagen; das führt dann zu dem Schwur (II 1024 ff. V[a]; auch in den Handschriften der Klasse A ist die Anknüpfung an II 1024 ff. vorhanden, wie aus V[a] 247—56 erhellt). Von dieser Verknüpfung konnte der Glich. unter keinen Umständen Gebrauch machen, denn sie widerstrebt durchaus seinem Plane, nach welchem die Schändung der Hers. den Höhepunkt und Abschluss des zweiten Teils der Dichtung bildet, während der dritte Teil R. als Höfling darstellen soll. Nun bedurfte aber der Dichter eines Anlasses für die Geschichte von der Schändung: sie war im RR. unmittelbar an die Liebesscene zwischen R. und Hers. angeschlossen, im RF. aber von derselben durch eine Reihe der Nebenhandlung angehöriger Abenteuer getrennt. Und diesen Anlass abzugeben, bot sich die Schwurgeschichte wie von selbst dar. Erfordert wurde ja ein flüchtiger Reinhart, der von Hers. und I. verfolgt werden konnte, eine Bedingung, welche die Schwurgeschichte vortrefflich erfüllt. An die Stelle der R. verfolgenden Hunde konnten in der ungezwungensten Weise Hers. und I. eingesetzt werden, da ihnen ja am meisten von allen Tieren daran liegen musste, dass R. nicht entkomme. Zugleich war die Verbindung dieser Geschichte nach rückwärts aufs bequemste herzustellen, insofern sie als eine Folge der soeben durch die

Nebenhandlung auf den Höhepunkt geführten feindseligen Gesinnung Isengrins gegen Reinhart aufgefasst werden konnte. Das thut denn der Dichter auch, wie aus den einleitenden Versen (1061—69) erhellt:

Daz urliuge was erhaben.
Îsengrîn begunde draben
ze lâge Reinharte,
er huop sich an die warte.
wan swer mit ungeziuge
erhebet ein urliuge,
der sol mit guoten listen
sînen lîp vristen.
disiu unminne alsus quam.

Viele Schandthaten hat I. an R. zu rächen:

„ez waere lanc ze sagene,
ich hân vil ze klagene,
daz mir Reinhart hât getân". (1087—89).

Nicht nur das Leid, das er ihm persönlich zugefügt:

„daz ich hiute âne zagel gân
daz geschuof sîn lîp" (1090. 91),

sondern auch die Nachstellungen, die er seiner Frau bereitet hat, und diese fallen sogar am meisten für ihn ins Gewicht:

„darzuo warp er umb mîn wîp:
möhter des unschuldec wesen,
ich liez in umb daz ander genesen." (1092—94).

Hier zeigt sich aber, dass es dem Glich. doch nicht vollständig gelungen ist, die Schwurgeschichte seinem Plane anzupassen und seinem Gedanken gemäss zu gestalten. Indem er den Wolf neben den persönlichen Schädigungen auch das Werben Reinharts um Hers. gegen diesen geltend machen lässt und auf den letzteren Punkt sogar im Anschluss an die französische Darstellung das Hauptgewicht legt, befindet er sich im Widerspruch mit sich selbst; er vergisst dabei, dass I. von der ersten Werbung Reinharts um Hers. überhaupt nichts weiss, und dass er in Bezug auf den Ehebruch, dessen Künin sie beschuldigt hatte, nicht nur selbst Zweifel gehegt, sondern auch von seinem Weibe vollständig beruhigt worden war. Folgerichtig hätte

das Buhlen Reinharts um Hers. für den Dichter des RF. überhaupt keinen, geschweige denn den hauptsächlichsten Anklagepunkt gegen R. bilden dürfen. I. hatte ja nach dem zweiten Akte der Buhlschaft noch in freundschaftlichen Beziehungen zu R. gestanden — vgl. VV. 670 ff.:

> Îsengrîn sprach, „ich wil dir vergeben,
> ob dû mir iht hâst getân,
> daz ich dich müge ze gesellen hân.“
> „dû maht lîhte vergeben“, sprach Reinhart.
> „mîn leben werde vürbaz nicht gespart,
> ob ich dir ie getaete einen wanc.“ . . . .

Und wenn V. 1061 das „urliuge“ als die Veranlassung der Schwurgeschichte angegeben wird, so kann damit nur an die Feindschaft Isengrins gegen R., welche sich während der zweiten Hälfte der Nebenhandlung, d. h. durch das Abenteuer von den Aalen und dem Fischfang und durch das Brunnenabenteuer entwickelt hatte, gedacht sein. Vollständig richtig hatte der Dichter ja aus dem Brunnenabenteuer die in der französischen 4. Branche auf die Untreue der Hers. bezüglichen Anspielungen von jenem Gesichtspunkt aus entfernt (IV 209—26, 251—56, 283—94; vgl. SS. 56 f.). Wir begreifen aber den Fehler des Dichters recht wohl, wenn wir bedenken, dass im RR. der Ehebruch der unmittelbare und einzige Beweggrund für I. ist, gegen R. Klage zu erheben; unter dem Banne dieser Version steht der Glich., es ist ihm nicht gelungen sich ganz von derselben unabhängig zu machen, zumal da ihm der Verlust des Schwanzes, den er I. an erster Stelle gegen R. geltend machen lässt, nicht als hinreichender Grund für die Berufung eines Gerichtstages erscheinen mochte.

Um nun die Geschichte von dem Schwur in der angegebenen Weise für seine Dichtung verwenden zu können, hatte der Glich. einige bedeutende Änderungen an derselben vorzunehmen. Musste ihn schon (wie S. 62 gezeigt wurde) sein Grundsatz Wiederholungen zu vermeiden dazu veranlassen, aus dem im RR. geschilderten gerichtlichen Akte am Hofe des Königs eine mehr private Handlung zu machen, so kommt für diese Umgestaltung vielleicht noch mehr das

Bestreben in Betracht, die Grundgedanken des zweiten und dritten Teils nicht verschwimmen und dadurch undeutlich werden zu lassen. Insbesondere konnte das Thema des letzten Teils, R. als Höfling, nur dann klar heraustreten, wenn im vorausgehenden jede Beziehung des Fuchses zum Hofe fern gehalten wurde.

War so König und Hof aus der Darstellung beseitigt, so konnte auch die Einleitung nicht dieselbe bleiben wie in dem französischen Gedicht: I. konnte nicht mit der Absicht auftreten, auf gerichtlichem Wege gegen R. vorzugehen, weil der Gerichtshof fehlte, bei dem er seine Klage hätte vorbringen können. Darum führt der Dichter die Gestalt des Luchses ein, der, mit Wolf und Fuchs zugleich verwandt, die Feindschaft beider ungern sieht und so zum Austrag derselben einen „tac“ herbeizuführen sich bemüht:

ein luhs daz schiere vernam,
in muote sêre dirre zorn.
er was von beiden geborn
von wolve und von fuhse.
dâ von was dem luhse
daz urliuge ungemach.
zuo Îsengrîne er dô sprach
„trûtmac, her Îsengrîn,
wes zîhet ir den neven mîn?
ir sît mîn geslehte beide,
vil gerne ich bescheide.
und offent mir iuwer klage,
sô komet ez zuo einem tage.
swaz iu Reinhart hât getân,
des muoz er iu ze buoze stân“. (1070—84).

Für die Gestalt des Luchses, der „von beiden geboren“ ist, bietet die französische Quelle keinen Anhalt, sie mag daher von dem deutschen Dichter zu dem genannten Zweck erfunden sein.

Die Rolle des Luchses ist die des Königs und des Hirsches zugleich. Dem Luchs trägt I. seine Klage vor, wie er es im RR. (vgl. V[a] 314—86) dem König thut: dem Luchs verspricht er auch zu einem Tag zu kommen:

dô antwurt im her Îsengrîn,
er sprach „vernim, trûtneve mîn,

ez waere lanc ze sagene,
ich hân vil ze klagene,
daz mir Reinhart hât getân.
— — — — — — — — —
versagen ich dir doch niht enmac.
ich wil dirs leisten einen tac". (1085—96).

Der Luchs ist andererseits, wie der Hirsch im RR. (vgl. V[1] 1113—30), der Vorsitzende des Tages; er hält wie dieser die Ansprache an Reinhart:

der luhs, der si brâhte dar,
sprach ze Reinharte „nû nim war,
wie dû ze unserm angesihte
Îsengrîne getuos ein gerihte,
daz dû niht wurbes umb sîn wîp." (1137—41).

Durch die genannten Veränderungen wurde nun zugleich eine derartige Vereinfachung der Erzählung erreicht, wie sie mit Rücksicht auf ihre Stellung innerhalb des Ganzen nötig war. Die Schwurgeschichte hat ja nach dem Gesagten im RF. keine selbständige Bedeutung, sie hat nur den Zweck, die Nebenhandlung in die Haupthandlung einmünden zu lassen, sie ist nichts als ein Bindeglied. Als solches konnte sie natürlich nicht mit Dingen belastet sein, wie beispielsweise die ganze von V. 517—882 der Branche V[a] reichende Beratung über das gegen R. einzuschlagende Verfahren. Die Handlung musste von diesem Gesichtspunkt aus auf das Allernotwendigste beschränkt werden, und dessen war sich der Dichter wohl bewusst; denn er bedient sich gerade hier einer so gedrängten Darstellungsweise, dass der Gang der Erzählung durch den überhasteten Fortschritt vielfach recht unklar wird (vgl. SS. 22 f.).

Von einer grösseren Altertümlichkeit der deutschen Erzählung, die J. Grimm (RF. S. CXXVI) annimmt, kann nach dem Gesagten nicht die Rede sein.

Zum Schluss sei noch darauf hingewiesen, dass, wie auch schon aus unseren Darlegungen ersichtlich ist, die Satire des zweiten Teils im wesentlichen nur R., den treulosen, trifft. I. bleibt, wie es scheint, völlig von ihr ver-

schont. Wenn er sich nach der Beschuldigung seines Weibes durch Künin sofort durch allgemeine Redensarten wieder beruhigen lässt (VV. 627—34), so haben wir gesehen, dass dies um des weiteren Verlaufs der Handlung willen nötig war. Sonst ist überall nur von Reinharts „untriuwe“ die Rede, niemals von einer Unvorsichtigkeit oder allzugrossen Vertrauensseligkeit Isengrins, und nirgends spottet der Dichter über ihn als den Betrogenen. Im Gegenteil sind vor allem diejenigen (oben angeführten) Verse, welche den Abschluss der beiden parallelen Handlungen bilden, 1034—60 und 1217—25, von einer so innigen Überzeugung getragen, dass sie gewiss aus dem Herzen des Dichters kommen, der also damit Isengrins Partei ergreift. Vgl. S. 88. Wir haben hierin eine wesentliche Abweichung des Glich. von seiner Vorlage zu erblicken; denn im RR. läuft ziemlich jede Begegnung zwischen R. und I. auf eine Verspottung des letzteren hinaus.

Auch Hersant scheint der Dichter nicht mit seiner Satire treffen zu wollen. Sie scheint mehr als das Opfer der Treulosigkeit Reinharts gefasst zu sein. Natürlich bringt es ja der ganze Verlauf der Handlung mit sich, dass sie ihren Gatten betrügt, aber es wird nie ein Vorwurf gegen sie erhoben, der „untriuwe“ wird immer nur R. geziehen. Doch können wir hierüber nicht sicher urteilen, weil gerade die zur Entscheidung dieser Frage notwendigste Scene für uns verloren ist.

Jedenfalls bestätigt uns der in dieser Beziehung zwischen dem RR. und dem RF. hervortretende Unterschied, dass der Dichter des letzteren nicht, wie die Verfasser der französischen Branchen, alles, was sich ihm gerade darbot, in den Bereich seiner Satire hineinzog, sondern sich auf ein ganz bestimmtes, eng begrenztes Gebiet beschränkte; dass er ein ganz bestimmtes Thema behandelt und durch Abweisung alles Andersartigen bestrebt ist dasselbe möglichst klar heraustreten zu lassen.

C.

REINHART ALS HÖFLING.

Der dritte Teil des RF. führt uns an den königlichen Hof. Noch deutlicher als in den anderen Teilen hat es hier der Dichter selbst ausgesprochen, was ihm der Grundgedanke des Ganzen ist, und was er als solchen aufgefasst haben will. Er will zeigen, wie R. sich durch Schmeichelei und falsche Künste das Vertrauen des Königs erwirbt, wie er dessen treue Diener des Lohnes ihrer Pflichttreue beraubt und ins Verderben stürzt, wie er die königliche Gunst dazu benutzt, seine Freunde scheinbar emporzuheben, in Wahrheit aber ihnen Unheil zu bereiten, wie er endlich den König selbst, der sich ihm zu leichtfertig hingegeben, zu Grunde richtet. Es soll also offenbar die Laufbahn eines Höflings gezeichnet werden; jedoch wird auf das Verbrecherische in der Handlungsweise Reinharts ein so starkes Gewicht gelegt, dass die Darstellung zum Schlusse eine Wendung nimmt, die von den gewöhnlichen menschlichen Verhältnissen durchaus abweicht.

Auch hier wird, wie in dem zweiten Teil, vornehmlich R. durch die Satire getroffen, in zweiter Linie aber auch der König, dessen Untergang deutlich als Strafe für seinen frevlerischen Leichtsinn aufgefasst wird.

In allgemeinen Betrachtungen spricht sich der Dichter über seine Tendenz aus, indem er klagt, dass man durch Falschheit, Schmeichelei und Bestechung weiter kommt als durch treue Dienste, und dass Undank der Welt Lohn ist; indem er demjenigen Unglück verkündet, der dem Treulosen vertraut. So VV. 2069—74:

Sus geschiht ouch alle tac,
swer die miete gegeben mac,
daz er dâ mit verendet
mê, danne der sich wendet
zerfüllene der hêrren gebot
mit dienest: daz erbarme got.

VV. 2157—62:

Ez ist ouch noch alsô getân:
swer hilfet einem ungetriuwen man,

daz er sîn nôt überwindet,
daz er doch an im vindet
valsch; des hân wir gnuoc gesehen
und muoz ouch dicke alsam geschehen.

VV. 2238. 39:

„swer sich an den ungetriuwen lât,
dem wirt ez leit, des muoz ich jehen.“

VV. 2175—86:

daz sol nieman klagen harte,
waz wânt er hân an Reinharte?
ez ist noch schade, wizzekrist,
daz manec lôser werder ist
ze hove, danne sî ein man,
der nie valsches began.
swelch hêrre des volget âne nôt,
und taeten si deme den tôt,
daz waeren guotiu maere.
boese lügenaere
die dringent leider allez für.
die getriuwen blîbent vor der tür.

Ganz besonders bringen die letzteren Verse den Grundgedanken des dritten Teils klar zum Ausdruck. Hier wird gerade von den Höfen der Fürsten gesagt, dass da manch Falscher in höherem Ansehen steht als ein treuer Diener.

Aber eine nicht minder sichere Gewähr als diese ausdrücklichen Zeugnisse des Dichters giebt uns die Betrachtung der Abweichungen vom RR., die in diesem Teile gleichfalls noch bedeutender sind und das Aussehen des Ganzen noch entschiedener verändern, als in den beiden ersten Teilen. Vornehmlich vier Thatsachen begegnen uns, die als Eigentum des Glich. zu bezeichnen sind: das streng formelle Element in der Gerichtsverhandlung gegen Reinhart; die vermehrte Zahl der Opfer Reinharts; die Belehnung des Elephanten und des Kamels; die Vergiftung des Königs durch R. Indem wir dieselben nacheinander besprechen, bekommen wir damit zugleich die vier Hauptstadien von Reinharts Höflingslaufbahn.

1. Zunächst das streng formelle Element in der Gerichtsverhandlung.

V. 1361:

der künec giene an daz gerihte sâ

VV. 1364. 65:

der künec selbe gebôt,
daz si ir brehten liezen sîn.

VV. 1367—69:

eins vorsprechen er (I.) gerte.
der künec in eines gewerte.
daz muoste Brûn der bere sîn.

VV. 1370—74:

er sprach „hêrre nû gert Îsengrîn
durch reht und iuwer güete,
ob ich in missehüete,
daz er mîn müeze wandel hân“.
der künec sprach: „daz sî getân“.

VV. 1413—15:

Der künec vrâgte bî dem eide
den hirz, daz erz bescheide,
waz darumbe rehtes müge sîn.

VV. 1425—27:

„ich verteilim bî mînem eide
und durch deheine leide,
wan von mînen witzen.“

VV. 1434. 35:

(der künec) sprach „ir hêrren wolt irs volgen?“
sie sprâchen „jâ“ alle nâch.

Man vgl. weiterhin: VV. 1444. 45, 1446—52, 1477—80, 1622—45, 1649. 50, 1655, 1746—59, 1866—72.

Die Rollen sind bei dieser Gerichtsverhandlung aufs sorgfältigste verteilt und aufs konsequenteste durchgeführt. Während im RR. der König vielfach selbst mit Willkür in den Gang der Verhandlung eingreift (man vgl. I 15—54, 254—66), ist er im RF. durchgängig der unparteiische Vorsitzende, wie aus den angeführten Stellen genugsam ersichtlich ist. Selbst wenn der gerechte Zorn über Reinharts Betragen ihn erfasst, lässt er sich dadurch nicht zu einer eigenmächtigen Entscheidung hinreissen, sondern fragt wie immer seine Räte,

waz darumbe reht waere (1619—23, 1745—48).

Nächst dem König spielt der Hirsch Randolt die bedeutendste Rolle. An ihn wendet sich der König zuerst, nachdem der Bär Isengrins Klage gegen R. vorgetragen: VV. 1413—32; er spricht im Namen aller die Zustimmung zu des Bibers Urteilsspruch aus: 1633. 34; er darf unaufgefordert den Kater, als derselbe die Botschaft an R. von sich abzulehnen sucht, an seine Pflicht gemahnen: 1652—54. Die Gestalt des Hirsches mit ihrer richterlichen Stellung hat der Dichter aus der Branche V^a entnommen, wo gleichfalls Brichemer bei der ganzen Verhandlung die wichtigste Rolle spielt: er ist dort der erste und letzte Redner bei der Beratung (VV. 509—11, 517—38, 855—82), der Sprecher vor dem König (883—928), der Leiter und Ordner der Schwurscene (1113—73). Zu dieser Einführung des Hirsches war der Dichter um so mehr genötigt, als er nicht beabsichtigen konnte, die bei Gelegenheit der Heilung des Königs auf den Rat Reinharts erfolgende Schändung desselben aufzugeben; denn er vermehrt ja im Gegenteil noch die Zahl jener unglücklichen Opfer Reinharts. In diesem Zusammenhang konnte aber selbstverständlich der Hirsch nur dann beibehalten werden, wenn er schon zuvor einmal aufgetreten war und zwar in irgend einer Weise als Gegner Reinharts, eine Bedingung, die im RR. dadurch erfüllt ist, dass Brichemer einer der im ersten Teil der Branche X an R. geschickten Boten ist.

Für die Einführung von Kamel (V. 1438; wie der Hirsch herübergenommen aus Branche V^a, VV. 444 ff.) und Elefant (1635), Biber (1623) und Eber (1746) haben vermutlich dieselben beiden Rücksichten zusammengewirkt: es kam dem Dichter einerseits darauf an, Gestalten für die in strenger Form durchzuführende Gerichtsverhandlung zu gewinnen, und er bedurfte ihrer andererseits, um die Zahl der Opfer Reinharts zu vermehren, wovon unter 2. die Rede sein wird.

Die Frage nun, weshalb der Dichter die gerichtliche Form mit solcher Strenge und solchem Ernste durchgeführt hat, löst sich im Zusammenhang mit derjenigen nach der Bedeutung der Sendungen Bruns und Dieprehts in dem

Plane des RF. Es ist ja nicht anzunehmen, dass der Dichter diese beiden Abenteuer nur darum aufgenommen hat, weil die entsprechende Branche des RR. sie bietet; denn die Handlung des dritten Teils seiner Dichtung wäre an sich recht wohl ohne dieselben denkbar.

Wenn uns der Glich. schildern will, wie R. durch Heuchelei und trügerische Künste sich die Gunst des Königs erwirbt, so kann er seinen Zweck nicht besser erreichen, kann er keinen stärkeren und abschreckenderen Eindruck auf uns hervorbringen, als dadurch, dass er uns R. zuvor als einen solchen kennen lernen lässt, der das königliche Ansehen frech verachtet, dem das Wort des Königs nichts gilt, der in seinen Abgesandten ihn selbst schnöde verspottet: das ist die Bedeutung der Abenteuer von Brun und Dieprecht, die also für den dritten Teil ungefähr derjenigen gleichkommt, welche der erste von uns als Vorspiel bezeichnete Teil für die ganze Dichtung hat.

Und wiederum, diese freche, rücksichtslose Verhöhnung der königlichen Befehle, diese schändliche Behandlung der Abgesandten musste um so frevelhafter und verabscheuenswürdiger erscheinen, mit je strengerem Ernste, mit je grösserer Unparteilichkeit die Verhandlungen gegen R. gepflogen wurden: das ist die Bedeutung der gerichtlichen Formen. Es entstehen auf diese Weise mehrere scharfe Gegensätze: die Gerechtigkeit des Königs und Reinharts leichtfertiger Hohn; die offene Auflehnung Reinharts gegen den König zu Anfang und seine heuchlerische Dienstfertigkeit nachher; die strenge Geradheit des Königs, solange er von seinen Getreuen umgeben ist, und seine in Ungerechtigkeit und Verbrechen auslaufende Schwäche gegenüber dem heuchlerischen Betrüger. Gerade diese Gegensätze mussten das Bild, das der Dichter zeichnen wollte, wirkungsvoll gestalten, und gerade sie lassen auch uns erkennen, welche Absicht er mit dem letzten Teil seiner Dichtung verfolgte.

Nachdem sich R. durch eine heuchlerische Rede über seine Bemühungen um des Königs Heilung in dessen Gunst festgesetzt, folgt das zweite Stadium seiner Laufbahn bei Hofe.

2. Die alten treuen Diener des Königs werden, sofern sie jemals irgend eine feindselige Stellung gegen R. eingenommen haben, aufgeopfert. Hierbei konnte dem Glich. nicht damit gedient sein, dass, wie im RR., nur der Wolf und der Hirsch die Rache des Emporkömmlings zu erfahren haben; grell sollte auch hier der Gegensatz sein: auf der einen Seite die Pflichttreue der ergebenen Diener des Königs, auf der anderen die Falschheit des Fuchses, der den König dahin zu bringen weiss, sie alle aufzuopfern. Alle müssen dafür büssen, dass sie im Dienste der Gerechtigkeit einmal als Gegner Reinharts aufgetreten sind, und wir haben schon vorhin darauf hingewiesen, dass die Zahl dieser Gegner nicht ohne Hinblick auf eine durch die Menge der Opfer hervorzubringende möglichst starke Wirkung vermehrt wurde (vgl. auch S. 59).

Diese vermehrte Zahl der Tiere scheint mir auch den Anlass für die Einführung der Gestalt des „meister Bendîn“ (VV. 1980—82) gegeben zu haben, von der J. Grimm (RF. CXXXII) annimmt, sie sei aus einem älteren französischen Gedicht entnommen. Es musste ja für den Dichter die Schwierigkeit entstehen, für die Schändung eines jeden dieser Tiere einen geeigneten auf die Heilung des Königs bezüglichen Vorwand zu finden; so lässt er denn R. die Haut des Bibers als Belohnung für den salernitanischen Arzt fordern, der ihn über die Krankheit des Königs belehrt habe; — natürlich konnte der Dichter in einem solchen Zusammenhang nicht allgemein von Salerno sprechen, sondern nur von einer Person, und er nannte sie Meister Bendin.

Auch die Wendung des französischen Gedichts, nach der Tibert entkommt, konnte nicht beibehalten werden, weil das von dem Standpunkt des deutschen Dichters aus in keiner Weise motiviert wäre. Man darf auch hierin nicht, wie J. Grimm S. CXXXII thut, einen altertümlichen Zug des RF. erblicken.

Die ganze Scene enthält nun freilich einen Mangel in der Komposition. Wenn R. unter dem Vorwande, ihrer zur Heilung des Königs zu bedürfen, von den an der Ge-

richtsverhandlung beteiligten Tieren nur denjenigen Verderben bereitet, die zu seinen Ungunsten gesprochen haben, so müssen wir fragen: wie kann er denn Freund und Feind unterscheiden, da er ja nicht zugegen war und auch von niemand Nachricht erhalten hat? Jedoch ist dieser Mangel dem Dichter nicht allzu hoch anzurechnen.

3. Aber selbst denjenigen, welche die Sache Reinharts vertreten hatten, wird unter dem Schein des Dankes und der Belohnung Verderben bereitet. R. hat die Heilung des Königs vollbracht und den Gipfel seiner Gunst erstiegen. Diese Lage benützt er nach echter Hötlingsart dazu, auch den Freunden sein Glück zu Gute kommen zu lassen: dem Elefanten und dem Kamel, die auf Einhaltung des strengen Rechtsweges gegen R. gedrungen hatten, wirkt er eine Schenkung aus; ersterer wird mit Böhmen, letzteres mit der Abtei Erstein belehnt. Wenn hiermit auf Zeitereignisse angespielt wird, so kann das demnach nur den Zweck der Verdeutlichung haben und dazu dienen, den Eindruck auf die Zeitgenossen zu erhöhen; nicht sind es die Zeitereignisse selbst, um derentwillen die ganze Stelle VV. 2097—2156 gedichtet ist.

Bis hierher können wir nun Reinharts Verhalten bei Hofe vollständig auf menschliche Verhältnisse übertragen; aber hier beginnt auch die Übertreibung des Dichters, der dadurch seine Tendenz nur um so schroffer hervortreten lassen will. R. will ja seine Freunde in Wirklichkeit nicht seine angesehene Stellung mitgeniessen lassen, sondern unter dem Scheine es zu thun bringt er ihnen Verderben: der Elefant wird zerschlagen wieder heimgeschickt und die Olbente von den Nonnen in den Rhein getrieben. Und dieser Ausgang war von R. vorhergesehen und beabsichtigt, was hervorgeht aus den VV. 2097—2100:

Reinhart, der lützel triuwen hât,
den künec dô genôte bat
umbe sînen vriunt, den elefant,
daz er im lihe ein lant.

V. 2119:

dannoch endûht in der schalcheit gnuoc niet.

VV. 2155. 56:

alsus lônet ir Reinhart,
daz si sîn vorspreche wart.

4. Wenn nun R. damit endigt, in das Verderben, das er zuerst seinen Feinden, danach seinen Freunden bereitet, auch den König hineinzuziehen, so ist das nur eine konsequente Steigerung der von dem Dichter schon zuvor begonnenen Übertreibung. Für den Schluss der französischen Branche, demzufolge R. von dem geheilten Könige reich belohnt und mit einem Geleite versehen zu seiner Familie zurückkehrt, war ja in dem Plan des Glich. kein Platz: denn bei dieser Wendung würde sein Held, indem er sich auf der Höhe seines Ansehns wieder in seine stille Häuslichkeit zurückzieht, ganz und gar aus der Rolle fallen. Das könnte man freilich auch von dem Abschluss des deutschen Gedichtes sagen: ein Höfling, der seinen Fürsten zu Grunde richtet, schlägt sich ja selbst ins Gesicht. Aber hierbei muss man bedenken, dass Reinharts Handlungsweise schon bei seiner vorigen That angefangen hatte, sich von dem gewöhnlichen Verlauf eines derartigen Lebens zu entfernen. Schon dort wurde auf Kosten der Wahrscheinlichkeit der Hauptnachdruck auf das Verbrecherische in seinem Wesen gelegt, und diese Seite wird nun in dem Schlusse des Ganzen auf die Spitze getrieben. Dadurch wird dann auch die Bestrafung der verbrecherisch leichtsinnigen Handlungsweise des Königs und der Fehler, die er unter Reinharts Einfluss begangen, herbeigeführt. Dass dies in der That die Absicht gewesen, die der Dichter mit der Ermordung des Königs verfolgte, bestätigt er selbst unzweideutig, wenn er nach dieser That Reinharts sagt (VV. 2175. 76):

daz sol nieman klagen harte,
waz wânt er hân an Reinharte?

Das heisst: nach dem ganzen Wesen Reinharts war gar nichts anderes von ihm zu erwarten, seine letzte That war nur die Konsequenz seiner früheren; und wenn der König ihm trotzdem vertraut und sich seinem Einfluss unterworfen hat, so liegt auch auf seiner Seite eine Schuld, die Sühne fordert und finden muss.

Danach ist der Tod des Königs eine Erfindung des Glich., nicht von ihm aus verlorenen älteren französischen Gedichten entnommen, wie J. Grimm (RF. S. CXXXIX) vermutete.

Wir stehen am Schlusse unserer Untersuchung über die Idee und innere Gliederung des RF. Heinrich der Glichesaere ist, wie wir ihn nunmehr kennen gelernt haben, ein Dichter, der seinen Stoff vollkommen beherrscht und ein ganz neues und eigenartiges Werk aus demselben zu formen vermocht hat. Er hat es vortrefflich verstanden, die Bausteine auszulesen, sie so zu behauen, wie er sie brauchte und den Bau in fester Fügung hinzustellen. Er ist ein Mann von scharfem Verstande und feinsinniger Beurteilungsgabe, aber auch ein Mann von redlicher, starker, ernster Gesinnung und mit einem warmen Herzen: er straft, züchtigt, belehrt, er beklagt auch in innigen Tönen den Sieg des Bösen über das Gute, aber er spottet nicht. Dieser seiner ganzen Persönlichkeit muss sich der Stoff, den ihm seine Quelle darbietet, unterordnen und anbequemen, und durch sie hindurchgegangen tritt er uns als ein völlig umgestalteter entgegen. Wenn der Dichter, das müssen wir als das Ergebnis unserer Untersuchung bezeichnen, die Aufgabe hatte, aus dem uns bekannten RR. ein Werk zu schaffen, wie er es beabsichtigte und wie es seinem Wesen entsprach, so musste zwischen den beiden Dichtungen ein derartiger Unterschied entstehen, wie wir ihn in Wirklichkeit zwischen RF. und RR. beobachten; — darum besteht für uns kein Grund mehr, anzunehmen, dass nicht eben dieser RR., sondern eine verloren gegangene andere französische Dichtung die Quelle für den deutschen Dichter gewesen sei.

---

3. ABSCHNITT.

BEMERKUNGEN ÜBER DEN STIL DES REINHART FUCHS IM VERGLEICH MIT DEM DES ROMAN DE RENART.

Nachdem wir gesehen haben, welche Tendenz Heinrich der Glichesaere mit seinem RF. verfolgt, und wie er sie in dem Plan und der Komposition desselben verwirklicht, kehren wir noch einmal zu der Form der Dichtung zurück, um dem Stil derselben noch eine kurze Betrachtung zu widmen. In dem ersten Teil unserer Untersuchung wurden die Fehler und Mängel in der Darstellung des RF. aufgewiesen und als die Folge einer Umgestaltung des französischen Textes erkannt. Jene Fehler und Mängel der Darstellung sind aber bis jetzt noch nicht in einen Zusammenhang mit der gesamten Thätigkeit des Dichters gebracht worden, und dieses Zusammenhanges bedarf es, um sie vollständig zu begreifen. Zugleich sind wir, wenn wir die Besonderheiten der Darstellungsweise des Glich. als einen Ausfluss seiner Tendenz erkennen, berechtigt, auch den Rückschluss zu ziehen und darin eine neue Bestätigung der Resultate zu erblicken, die uns die Einsicht in die Komposition des RF. geliefert hat. Wir werden von neuem auf die Absicht des Dichters hingewiesen durch die Merkmale, die sie seiner Darstellung aufgeprägt hat.

Sämtliche Verschiedenheiten des RR. und RF. reduzieren sich in letzter Instanz auf einen Grundunterschied, der darin besteht, dass die französischen Dichtungen zugleich satirisch sein und ergötzen, die deutsche nur strafen und bessern will. Ergötzung geht aber sowohl von dem Inhalt wie von der Darstellung aus; Strafe und Belehrung kann nur der Inhalt gewähren, und die einzige Bedeutung der Form ist hierbei die, dass sie den Inhalt möglichst klar hervortreten lassen muss.

Demzufolge war der deutsche Dichter vor allem darum bemüht, den Stoff streng zu gliedern und planmässig aufzubauen, sowie jedem Einzelnen eine solche Gestalt und Stellung zu geben, dass seine Bedeutung im Ganzen sichtbar werde. In Betreff der Darstellung des Einzelnen aber musste sein Bestreben darauf gehen, so kurz, knapp und präcis wie möglich zu sein, und der Hauptgesichtspunkt bei dieser Kürzung musste der sein: nur das zu sagen, was die Handlung weiterführt. Denn wenn schon durch einen bedeutenden Umfang des Ganzen wie der einzelnen Erzählungen die Tendenz der Dichtung nur verdunkelt werden konnte, so musste das besonders dann der Fall sein, wenn durch Nebenumstände aller Art, durch Schilderungen und Beschreibungen die Aufmerksamkeit des Hörers oder Lesers von dem Gedankengang des Erzählten abgelenkt wurde. Insbesondere ging der Dichter nicht nur nicht auf Ergötzung aus, sondern er musste sogar möglichst vermeiden, diese Wirkung auf sein Publikum hervorzubringen; darum ist es gewiss nicht unabsichtlich, wenn er auch das komische Element, soweit es die Natur der Gegenstände erlaubt, in den Hintergrund drängt. Er will ernste Stimmung, nicht Lachen.

Ich gehe nun nicht auf alles Einzelne ein: es ist klar, dass Auslassungen, Kürzungen, Zusammenziehungen der mannigfachsten Art dem Dichter willkommen sein mussten, und ich lasse als hinreichende Belege dafür die im ersten Teile besprochenen Fälle gelten, in denen das Kürzungsverfahren den Dichter zu Unklarheiten und Widersprüchen verleitet hat. Nur einige für den Stil des RF. charakteristische Punkte will ich hier noch etwas genauer besprechen, und zwar in zwei Abschnitten:

1. Vermeidung von Schilderung und Beschreibung:
2. Vereinfachung, Vermeidung von Wiederholung.

1. Vermeidung von Schilderung und Beschreibung.

Es handelt sich hier um die Beschreibung von Örtlichkeiten, von Tieren und Menschen: um die Schilderung der Gedanken und Gemütsbewegungen, der Veranstaltungen und Handlungen der Tiere, insbesondere der ihnen eigentümlichen, ihrem Wesen entsprechenden: um die Ausmalung von Zuständen, Begebenheiten u. dgl. m. Auf alle diese Dinge wird in den uns angehenden Branchen des RR. grosser Fleiss verwandt, während sie im RF. fast vollständig vernachlässigt sind. Besonders ist zu bemerken, dass der RF. uns das vielfach nur sagt, was der RR. geschehen lässt, oder dass er uns einen Zustand, eine Handlungsweise nennt, die jener uns schildert.

Um dies zu veranschaulichen, wird es am zweckmässigsten sein, nicht aus dem gesamten RF. die Beispiele gleichmässig auszuwählen, sondern zunächst aus einem der Abenteuer (wir nehmen das erste) alles hierher Gehörige mit ziemlicher Vollständigkeit anzuführen und daran dann nur noch einige bezeichnende Belege aus den übrigen Teilen der Dichtung anzuschliessen.

II 27—29, Beschreibung des Dorfes; fehlt im RF.

II 30—43 beschreiben ausführlich den Besitz und Reichtum des Bauern; im RF. heisst es nur (VV. 16—18):

dâ hât er erbe und gelt,
korn und hirses genuoc.
vil harte ebene gienc sîn pfluoc.

II 50—53:

Et Renart celle part s'adresce,
Tout coiement le col bessie
S'en vint tout droit vers le plessie.
Moult fu Renart de grant pourchaz.

Dem gegenüber RF. 42. 43:

Reinhart dô niht enlie,
ern gienge zuo dem hove mit sinnen.

In beiden Gedichten kommt R. „mit sinnen“ auf den Hof, aber während das in dem deutschen Gedicht mit platten Worten gesagt wird, wird es im französischen geschildert.

II 54—70 schildern die Verlegenheit, die Erwägungen und Veranstaltungen des Fuchses, 59. 60 insbesondere das demselben eigentümliche Benehmen:

Acroupiz s'est enmi la voie.
Moult se defripe, moult coloie.

Statt dessen heisst es im RF. nur (V. 47):

der zûn dûhtin ze dicke und ze hôch.

II 73—77 erklären, wie R. unbemerkt in den Hof kommen konnte; der RF. sagt nur (V. 50):

als er nieman sach, des was er vrô.

II 81—84:

Mesire Chantecler li cos
En une sente les le bos
Entre deus piex souz la raiere
S'estoit traiz en une pondriere.

Statt dessen RF. 55:

Schanteclêr bî der want slief.

II 85. 86:

Moult fierement leur vient devant
La plume ou pie, le col tendant

und 122—124:

L'un oeil ouvert et l'autre clos,
L'un pie crampi et l'autre droit
S'est apuiez delez un toit —

sorgfältiges Eingehen auf die Eigentümlichkeiten des Hahnes, was im RF. vollständig fehlt.

II 90. 91, Beschreibung der Pinte: fehlt im RF.

II 279—90 schildern Renarts Veranstaltungen und Erwägungen, wie er sich des Hahnes bemächtigen könne; dazu gehören noch die VV. 299—302. Im RF. entspricht nur V. 102:

under den dorn lief Reinhart

II 291—97 schildern einen ersten vergeblichen Versuch Renarts, den Hahn zu erhaschen; der RF. fasst dies zusammen in den Vers 103:

Schanteclêr im ze hôhe saz.

II 348:

Lors ne volt plus Renars soffrir.

Der RF. deutet die Ungeduld Reinharts nicht an. Ebensowenig seine Freude über den Fang, wie

II 351. 52:

Fuiant s'en va et fait grant joie
De ce qu'il a encontre proie.

II 353–68: Klagen und Vorwürfe der Pinte, im RF. zuammengefasst in V. 135:

Pinte schrei und begunde sich missehaben

II 418. 19:

Or est Chanteclers en peril,
S'il ne reseit engin et art.

Der RF. deutet die Gefahr des Hahnes und die Notwendigkeit der List nicht an.

II 429—31:

N'i a si sage ne foloit.
Renars qui tot le mont decoit,
Fu decoüs a cele foiz.

Diese Reflexion über die Überlistung des Fuchses fehlt im RF.

II 461—65 beschreiben Renarts Flucht:

Ne volt plus dire, atant s'en torne,
Ne repose ne ne sejorne,
Besongnieus est, le cuer a vein,
Par une broce lez un plein
S'en vait fuiant tot une sente.

Im RF. wird nur ausgesprochen, dass R. flieht, V. 172:

Reinharten wart dannen gâch.

Aus den übrigen Teilen der Dichtung seien folgende Beispiele angeführt.

II 843–57 beschreiben zu Anfang des Rabenabenteuers die Örtlichkeit und schildern Renarts behagliches Ausruhen unter der Buche. Fehlt im RF.

II 858–82(94) erzählen, wie Tiecelin in den Besitz des Käses kommt. Der RF. sagt nur:

der hâte mit den listen sîn
einen niuwen kaese gewunnen (222. 23).

II 902—7 schildern, wie Tiecelin an dem Käse frisst. Statt dessen sagt der RF. nur:

. . . dâ der rabe den kaese ûf gaz (230).

II 745:

Cort et racort les sauz menuz.

761:

. . . . core a col estendu.

Dieses Eingehen auf die Einzelheiten bei dem Laufen des Katers fehlt im RF. (vgl. 334. 35).

II 790—95, R. gerät in die Falle. Der RF. teilt dies einfach mit, V. 355:

der vuoz im in die vallen quam.

V 109—12, 115 schildern, wie R. den Bauer „zuo dem walde zôch", was im RF., V. 469, einfach ausgesprochen wird.

III 191—94:

Ysengrin en sent la fumee
Qu'il n'avoit mie acoustumee.
Du nez commenca a frouchier
Et ses guernons a delechier.

Fehlt im RF.

III 197—214 schildern ausführlich Ysengrins Erwägungen, wie er R. dazu bringen könne, ihn an seinem Mahle teilnehmen zu lassen. Man vgl. hiermit RF. 652. 53.

III 433. 34 schildern den Anbruch des Tags:

La nuit trespasse, l'aube crieve:
Li solaus par matin se lieve.

Der RF. sagt nur, dass es Tag wird, V. 775:

vil schiere ez schône tac wart.

III 436—43, Vorbereitung des Ritters Constant des Granches zur Jagd; fehlt im RF. (vgl. V. 780).

IV 343:

Il joint les piez, si sailli ens

vgl. man mit RF. 940:

in den eimber gienc er sitzen.

IV 463—68 enthalten die Drohungen des jungen Wolfs gegen R., während der RF., V. 1050, nur sagt:

Reinharte drewete der bate sîn.

Va 1101—4:

Et Roenel qui Renart guete
Le col ploie, la langue trete,
Contrefet si la morte beste
Que il ne muet ne pie ne teste.

An Stelle hiervon setzt der RF. nur die Angabe:

sie hiezen Reitzen ligen für tôt. (V. 1127.)

II 1363—92 erzählen ausführlich, wie Hers. aus ihrer Gefangenschaft befreit wird. Der RF. erledigt dies mit den Worten (VV. 1194. 95):

bî den hindern beinen
wart ver Hersant ûz gezogen.

I 353—55 schildern den Zornesausbruch des Königs, während die VV. 1474. 75 des RF. nur sagen, dass er zornig wurde.

I 397—432: Umständliche Beschreibung des Begräbnisses der Henne. Dagegen RF. 1485—88:

der künec hiez singen gân
hern Brûnen, sînen kapelân
und ander sîne lêreknaben.
der tôte wart schiere begraben.

I 637—45, Bruns Angst, seine Erwägungen und das Herausziehen des Kopfes; der RF. bietet dafür die VV. 1588—91:

sîn angest was michel unde grôz.
die vüeze satzter an daz bloch sâ
und zôch sich ûz . . . . .

2. Vereinfachung, Vermeidung von Wiederholung.

Vier Punkte verdienen hier besondere Hervorhebung:

a) die Entfernung gewisser menschlicher oder tierischer Gestalten nebst allem, was sich an sie knüpft;

b) die Reduktion wiederholter Worte, Erzählungen, Handlungen auf einmalige;

c) die Zusammenziehung längerer, lebhaft wechselnder Gespräche in wenige Wechselreden;

d) die Beseitigung der der Komik dienenden Verzögerungen der Handlung.

a.

Die Frau auf dem Hofe des Bauern Constant des Noes nebst ihrer ganzen Rolle im RR. (II 369—401) fehlt im RF.

Von dem Knappen des Ritters Constant des Granches und dem, was er thut (III 451—58), ist im RF. nicht die Rede. Ebensowenig von den veneors (III 459 ff.) und den braconers (III 467 ff.).

Der Esel und seine Rolle in der Handlung (IV 379—92) ist im RF. beseitigt.

Die Gestalt des Martin d'Orliens (I 837—64) ist entfernt und seine Funktionen sind teilweise auf den Priester (das Stellen der Falle, V. 1695), teilweise auf dessen Weib (das Bemerken des gefangenen Katers, VV. 1701—4) übertragen.

b.

Im RR. wird der Traum Chanteclers zweimal erzählt, zuerst vom Dichter (II 133—56), danach von Chantecler selbst, Pinte gegenüber (186—217). Der Glich. vermeidet diese Wiederholung, indem er nur Schantecler seinen Traum Pinte mitteilen lässt, und zwar in ganz kurzen Worten. VV. 67—70.

Im RR. legt der Hahn dem Fuchs die Worte in den Mund, die er den ihn scheltenden Bauern entgegnen soll: dadurch treten dieselben zweimal auf, II 427. 28 und 433. 34. Der RF. ersetzt die erstere Stelle durch den V. 144:

„mugt irz im niht vergelten?"

Im RR. macht R. dreimal den Versuch, die Meise zu küssen: II 509 ff., 530 ff. und 546 ff. Der Glich. lässt es mit dem ersten misslungenen Versuch genug sein: VV. 197—216.

Ebenso ist das dreimalige Singen des Raben im RR. (II 928 ff., 934 ff. und 941 ff.) auf ein einmaliges reduciert, welches alsbald das Herabfallen des Käses zur Folge hat, VV. 248. 49.

Das Laufen des Katers ist im RR. zweimal beschrieben, II 744 ff. und 761 ff., und eine noch häufigere Wiederholung deuten die VV. 777. 78 an. Im RF. läuft der Kater nur einmal, VV. 334. 35.

c.

Der RR. ist reich an lebhaft geführten, rasch herüber- und hinübergehenden Zwiegesprächen, welche in dem RF. eine veränderte Gestalt annehmen. Gerade an diesem Punkt sieht man deutlich, wie es den französischen Dichtern auf die Darstellung, dem deutschen nur auf den Inhalt ankommt. Der letztere lässt nämlich die Rede nur einigemal zwischen den Unterredenden hin- und hergehen und giebt sie dafür jedem immer auf längere Zeit. Vollständig fremd sind dem RF. Gespräche dieser Art:

En sospirant lor reconta
„Lasse, con m'est mal avenu!“
„Conment?“ font il. „Car j'ai perdu
Mon coc que li gorpil enporte.“
Ce dist Costans „pute vielle orde,
Qu'aves dont fet que nel preïstes?“
„Sire“ fait ele, „mar le dites.
Par les seinz deu, je nel poi prendre.“
„Por quoi?“ „Il ne me volt atendre.“
„Sel ferissiez?“ „Je n'oi de quoi.“
„De cest baston.“ „Par deu ne poi:
Car il s'en vet si grant troton,
Nel prendroient deus chen breton.“
„Par ou s'en vet?“ „Par ci tot droit.“ (II 388—401).

Oder III 240—56:

„Nomini dame“ dist li leus,
„Avez me vous di verite?“
„Ouïl par sainte charite.“
„Donques me faites herbregier!“
„Ja n'auriez vous que mengier.“

„Dites moi dont, n'avez vous quoi?“
Renart respont „oil par foi.
Or me lessiez donc demander,
Venistes vous pour truander?“
„Nanil, ainz woeil veïr vostre estre.“
Renart respont „ce ne puet estre.“
„Et pourquoi donc?“ ce dit li leus.
Ce dist Renart „il n'est pas leus“.
„Or me dites, mangiez vous char?“
Et dist Renart „ce est eschar“.
„Que menjuent donc vostre moine?“
„Jel vous dirai sanz nule essoine
— — — — — — — — — — — —

Man vergleiche mit dieser letzteren Scene die VV. 654—65 des RF.:

Reinhart, der wunder kunde,
sprach, „wan gât ir niht dannen stân?
dâ sol tâlanc nieman ûz gân,
daz wizzet wol, noch her în.
war tuostu, müedinc, den sin dîn?
wan bern ir vil schône?
ez ist tâlanc after nône.
wir münche sprechen niht ein wort
umb der Nibelunge hort“.
„gevatere“, sprach her Îsengrin,
„wildu hie gemünchet sîn
iemer unz an dînen tôt?“

Man vergleiche ferner mit dem Anfang der Unterredung zwischen I. und R. am Brunnen (IV 229—65) die VV. 884—900 des RF.

Es ist klar, dass ein derartiges Verfahren vielfach auch sachliche Änderungen zur Folge haben musste. Gerade das Bestreben, die Rede möglichst selten wechseln zu lassen, hat es z. B. mit sich gebracht, wenn im RF. nicht R., sondern die Meise den Vorschlag macht, der Fuchs solle sie mit geschlossenen Augen küssen: VV. 189—96, gegenüber II 503—515. Desgleichen wenn die Bemerkung, dass zuviel Fische in den Eimer gegangen seien, nicht I., sondern R. in den Mund gelegt wird: VV. 762—68, gegenüber III 424—32; wenn im Rabenabenteuer der Rabe nicht von R. wegen seines Singens gelobt wird, sondern sich selbst lobt: VV. 240—43.

d.

Chantecler ist nach der Darstellung des RR. den Schmeicheleien Renarts gegenüber lange zurückhaltend und vorsichtig. II 319. 20:

Dist Chantecler „Renart cosin,
Voles me vos trere a engin?“

327—29:

Dist Chantecler „pas ne t'en croi.
Un poi te trai ensus de moi
Et je dirai une chancon“ . . .

338—40:

L'un oil ot clos et l'autre overt:
Car molt forment dotoit Renart.
Sovent regarde cele part.

Im RF. lässt er sich gleich in der plumpsten Weise von R. überlisten, VV. 126—30:

Schanteclêr sprach, „daz wil ich tuon,
ez lêrte mich der vater mîn:
dû solt grôz wilkomen sîn.“
die vitech begund er swingen,
und vroelich nider springen . . .

Dasselbe gilt von dem Raben. Man vergleiche mit II 982—86:

Tiecelin n'ose pres venir.
Renars le vit acoarder,
Sel conmenca aseürer
— — — — — — — —

die VV. 271—77 des RF.:

der rabe zehant hin nider vlouc,
dar in Reinhart betrouc.
— — — — — — — —
der rabe wolde nemen dan
den kaese, er wândes haben danc.

Im RR. wird I. von R. erst lange auf die Folter gespannt, bevor ihm die gebratenen Aale bewilligt werden; vgl. III 243—68, wo ihm zum Schluss jede Aussicht abge-

schnitten scheint. Im RF. bietet ihm R. von vornherein selbst die Aale an, VV. 673—78:

„— — — — — — — — — —
woldestu mirs wizzen danc,
zwei âles stücke gaebich dir,
diu sint hiute über worden mir“.

Das Gleiche gilt von dem Brunnenabenteuer. Auch hier muss I. der Darstellung des RR. zufolge lange warten, bevor ihm von R. die Erlaubnis erteilt wird, zu ihm ins Paradies zu kommen: IV 279—323. Der Glich. vereinfacht diese ganze Scene in folgender Weise:

„möhtich iemer komen dar în?“
sprach der tôre Îsengrîn.
„jâ tuo, als ich dich lêre,
ich wil an dir mîn êre
begân, nû pflic witze
in den eimber soltu sitzen.“ (927—32)

In derselben Weise wird Brun im RR. von R. hingehalten: I 548—75. Von diesem ganzen Gespräch bietet der Glich. nichts:

Reinhart sprach „her kapelân,
nû sulwir enbîzen gân,
sô vare wir ze hove deste baz
(Reinhartes triuwe wâren laz).
einen boum weiz ich wol,
der ist guotes honeges vol“. (1533—38)

Endlich auch der Kater. Man vergleiche mit I 802—12 die VV. 1681—86 des RF.

Mit diesen wenigen Bemerkungen über den Stil des RF. will ich mich begnügen. Sie werden hinreichen, um zu zeigen, dass der Dichter nicht nur in der Gestaltung, der Anordnung und dem Aufbau des Stoffes nach festen Gesichtspunkten verfuhr, sondern auch in der Darstellung

desselben. Doch müssen wir sagen, dass er in diesem Punkt nicht so umsichtig und sorgfältig zu Werke gegangen ist wie in dem ersteren, insofern er sich zahlreiche Verstösse gegen die Klarheit, Richtigkeit und Wahrscheinlichkeit der Erzählung hat zu Schulden kommen lassen, wie in Teil I gezeigt wurde. Gerade diese Mängel aber, die wir deutlich als die Folgen eines übertriebenen Kürzungsverfahrens erkennen, weisen uns aufs entschiedenste darauf hin, dass dieses Verfahren von dem Dichter thatsächlich geübt wurde. Zugleich wissen wir jetzt, welche Gründe den Dichter zu einer derartigen Umgiessung der ihm von der Vorlage dargebotenen Form bewogen haben, und müssen diese Gründe von seinem Standpunkt aus als durchaus berechtigt anerkennen. Danach sind wir genötigt, den Schluss, den die Früheren aus der gedrängten Darstellung des RF. auf dessen grössere Altertümlichkeit zogen, mit Entschiedenheit zu verwerfen. —

Zum Schluss sei noch auf eines hingewiesen. Bei einem Dichter, der seinem Stoffe so frei und selbständig gegenüberstand, der, um seine Idee zu verwirklichen, so tiefgehende und zahlreiche Änderungen an seiner Vorlage vornahm wie der Glich., ist es ganz selbstverständlich, dass er es nicht ängstlich vermied, allerhand Züge, die ihm nahe lagen, in die Dichtung hineinzubringen, auch wenn sie nicht gerade seinem eigentlichen Zwecke dienstbar waren. So weiss ich keinen Grund anzugeben, weshalb unser Dichter in V. 662 auf „der Nibelunge hort“ anspielt, oder weshalb er in VV. 1701 ff. des Priesters „kamerwîp“ Werenburc einführt; ich weiss auch nicht, warum im Abenteuer Bruns die Bauern dadurch herbeigerufen werden, dass der „wagenman“ die Glocken läutet (1563 ff.); warum Diepreht den Strick mit an den Hof bringt (V. 1734), oder warum der Ritter in dem Abenteuer vom Fischfang nicht Constant, sondern Birtin heisst (V. 783). Aber um Abweichungen

dieser Art zu erklären, wird gewiss niemand seine Zuflucht zu einer verloren gegangenen Quelle nehmen wollen. Ich meine vielmehr, wir müssten uns höchlichst darüber verwundern, wenn eine Dichterpersönlichkeit, wie sie der Glich. war, sich den ganz nutzlosen Zwang auferlegt hätte, niemals einen Zusatz zu machen, der nicht durch die Tendenz seiner Dichtung bedingt wäre.

VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN DES REINHART FUCHS.





G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

